



1894 Südaustralien gewährt als erster Staat allgemeines und volles Wahlrecht für Frauen

1903 *Sufragetten organisieren sich in England*

Marie Curie erhält

als erste Frau den Nobelpreis

1911 DAS FÜSSEBINDEN BEI FRAUEN IN

CHINA WIRD ABGESCHAFFT

1917 Frauenstreik in St. Petersburg löst

die Februarrevolution aus

1926 Atatürk verbietet die Gesichtsverhüllung

1960 Erste regierende Frau in der neuzeitlichen Geschichte:

Bandaranaike in Sri Lanka

1971 Das erste Haus für misshandelte

Männer und Frauen sind gleichberechtigt.

Viele Kulturen – ein Ziel!

Männer und Frauen sind gleichberechtigt.

Viele Kulturen – ein Ziel!

Vorwort



„Die Gleichberechtigung von Frau und Mann ist eines der attraktivsten Angebote, das unsere Kultur begabten und fleißigen Menschen aus anderen Kulturkreisen überhaupt machen kann“, sagte Bundespräsident Horst Köhler in seiner Rede beim Festakt zum Tag der Deutschen Einheit 2008. Er fügte aber zugleich hinzu, dass die „Gleichberechtigung in Familie, Beruf und Karriere noch längst nicht völlig verwirklicht“ ist.

Beide Aussagen, so widersprüchlich sie auf den ersten Blick erscheinen mögen, kennzeichnen treffend das Spannungsverhältnis, in dem Artikel 3 des Grundgesetzes nach wie vor steht: Ist doch die lapidare Feststellung „Männer und Frauen sind gleichberechtigt“ zwar ein Kernelement unserer Verfassung, muss aber um ihre Verwirklichung noch immer gerungen werden.

In einer Zeit, in der sich die Bundesrepublik Deutschland zunehmend als Einwanderungsland begreift, rückt auch die Bedeutung des Grundgesetzes in einen neuen Kontext. Bei aller Notwendigkeit einer interkulturellen Öffnung der Gesellschaft kann die Verfassung als Grundlage unseres Gemeinwesens freilich nicht verhandelbar sein. Im Gegenteil: Gerade Art. 3 GG erweist sich als wichtiger und unverrückbarer Prüfstein gelungener Integration.

Wie nehmen Frauen mit Zuwanderungsgeschichte die gleichstellungspolitische Verheißung unseres Grundgesetzes wahr? Sind sie überwiegend Unterdrückte, Opfer, Menschen, für die die grundgesetzlichen Garantien – und dies über Art. 3 GG hinaus! – die ersehnte Unterstützung bedeuten? Für eine nicht geringe Zahl von Frauen trifft dies sicherlich zu. Es hieße aber den Fokus zu verengen, würden wir uns mit dieser Analyse begnügen. Schon ein Blick über den Zaun zeigt, dass zum Erfolg der Emanzipationsbewegung unterschiedliche Entwicklungen in vielen Ländern beigetragen haben und noch beitragen. Und manche zugewanderte Frau ist eher enttäuscht über einen als rückständig erlebten Stand der Gleichstellung hier bei uns.

Dieser spannenden Thematik geht diese Broschüre nach. Sie dokumentiert nicht nur Teile der Veranstaltung des Frauenministeriums anlässlich des Internationalen Frauentages 2008, sondern enthält darüber hinaus weitere wichtige Beiträge.

Interessant sind etwa die Erfahrungen aus dem Projekt „Neue Wege in den Beruf“, das mit Förderung des Frauenministeriums seit 2007 junge Frauen bei der Berufsorientierung durch Mentoring unterstützt. Die Arbeit der Mentorinnen knüpft dort an, wo es Schwierigkeiten für diese jungen Frauen gibt. Oft fehlen ihnen die Informationen und die Netzwerke, die viele, wenn auch nicht alle Jugendlichen aus alteingesessenen Familien haben, um einen Beruf zu finden und darin Fuß zu fassen.

Beruflich erfolgreiche selbstbewusste Frauen mit und ohne Zuwanderungsgeschichte zeigt der Film „Aufgeben gilt nicht!“ von Ulrike Brincker. In den Gesprächen mit ihnen wird deutlich, dass diese Frauen, die offensichtlich gern und erfolgreich in Deutschland leben, Hindernisse überwinden mussten, die sie in ihren Herkunftsländern nicht gehabt hätten: „Von der Großstadt Istanbul in eine kleine Stadt im Sauerland.“ „In Spanien wäre es für mich einfacher gewesen.“ „Bei uns waren alle Frauen berufstätig. Wir hatten ein sehr gutes Kinderbetreuungssystem“, sind Aussagen, die für sich sprechen.

In kein Klischee zu packen sind auch andere Texte: Beeindruckend das Gespräch, das die Journalistin Ferdos Forudastan mit der (jüngst mit dem Initiativpreis Deutsche Sprache 2008 ausgezeichneten) Schriftstellerin Marica Bodrožić geführt hat, und natürlich die Schriften von Marica Bodrožić selbst. Sie zeigen den Weg von der „Gastarbeitertochter“ zur deutschen Schriftstellerin, die in der deutschen Gesellschaft angekommen ist, aber keinesfalls ihre Wurzeln verrät. „Ich habe das Glück, auf beiden Seiten leben zu können, das heißt, ich gehöre dazu und bin fremd: das ist die Jokerkarte“, sagt sie. Aber auch: „Ich habe ge-



lernt, mich über Verbote hinwegzusetzen, ebenso Disziplin und Ausdauer aufzubringen, die Frauen auch in Deutschland brauchen, um ihren eigenen Weg zu gehen.“

Den europäischen Rahmen der Emanzipationsbewegung macht der Vortrag von Frau Professorin Helma Lutz deutlich. Wer kennt schon die türkische Pilotin, die im Jahr 1914 ihre Flugerlaubnis erhielt und ihre Flüge zum Austeilen von Flugblättern über Frauenrechte nutzte? Dieses und andere Beispiele dokumentieren, dass Frauenemanzipation in der Türkei bereits ein Thema war, als in Deutschland noch um das Frauenwahlrecht gekämpft werden musste. Natürlich gab es immer wieder Rückschritte – überall. Aber eben auch Fortschritte und Erfolge, die Mut machen.

Ein aktueller Blick auf europäische Entwicklungen findet sich in dem Text von Frau Staatssekretärin Dr. Gierden-Jülich, der auf einem Vortrag basiert, den sie im Juni 2008 auf der Euromed-Konferenz in Bonn gehalten hat. Sie verweist auf die zum Teil dramatischen Entwicklungen, die – von uns in der Regel völlig unbeachtet – in südlichen Mittelmeeranrainerstaaten in den vergangenen Jahrzehnten stattgefunden haben und bei denen Frauen eine Schlüsselrolle zukommt. Denn gerade sie nehmen Impulse aus dem Westen besonders stark auf.

Wenn es mit dem vorliegenden Band gelingt, Impulse für die Thematik „Frauen und Integration“ zu geben, dann hat er seinen Zweck erfüllt. Ein Anspruch auf Vollständigkeit besteht natürlich nicht – zu facettenreich, zu differenziert, zu sehr im Fluss ist die Situation. Die Diskussion hat gerade erst angefangen – es bleibt spannend!

Armin Laschet
Minister für Generationen, Familie,
Frauen und Integration
des Landes Nordrhein-Westfalen



Inhalt

Männer und Frauen sind gleichberechtigt. Viele Kulturen – ein Ziel! Minister Armin Laschet	8
Gleichstellung als wichtige Triebfeder Staatssekretärin Dr. Marion Gierden-Jülich	14
Die Emanzipation kam voran wie eine Schnecke auf Glatteis Prof. Dr. Helma Lutz	18
„Ich habe das Glück, auf beiden Seiten leben zu können.“ Interview mit Marica Bodrožić	28
Herzkränze, Stundenland Marica Bodrožić	32
Der Bote des Cerebellums Marica Bodrožić	34
Mit fachkundiger Begleitung den Einstieg in Ausbildung und Beruf finden. Interview mit Dr. Claudia Windfuhr, Projektleiterin „Neue Wege in den Beruf“	40
Den Horizont erweitern und Freundschaften knüpfen Portrait einer Mentorin	42
Impressum	44
Aufgeben gilt nicht! Vier Frauen, vier Länder, vier Karrieren. DVD des Films von Ulrike Brincker mit Musik von Florian Jung	

„Männer und Frauen sind gleichberechtigt. Viele Kulturen – ein Ziel!“



Eine der Frauen, die über das Thema der Gleichberechtigung intensiv und früh nachgedacht hat, wäre in diesem Jahr 100 Jahre alt geworden. Viele Zeitungen haben daran erinnert: Es ist Simone de Beauvoir, die am 9. Januar diesen Jahres Geburtstag gehabt hätte. Bis heute ist der Kampf um die Rechte der Frauen untrennbar mit ihrem Namen verbunden. Ihr Welterfolg „Das andere Geschlecht“, erschienen in Frankreich 1949 und zwei Jahre später in Deutschland, avancierte nicht nur zur „Bibel“ der späteren Neuen Frauenbewegung. Er machte sie auch zur Vorzeigeeintellektuellen Frankreichs, die bis zu ihrem Tod auch wegen ihres politischen Engagements weltweit gefragt war. Und es scheint fast so, als habe sie ihrem Lebensgefährten Sartre posthum ein wenig den Rang abgelaufen. Denn ihre Aktualität ist ungebrochen, das zeigt nicht zuletzt das breite Medienecho im Jubiläumsjahr. Eine beeindruckende Biografie!

Und doch: So erfolgreich Simone de Beauvoir als Vorkämpferin für die Rechte der Frauen auch war, sie hat uns durchaus noch einiges zu tun übrig gelassen ... Denn Simone de Beauvoir gehörte zu der ersten Frauengeneration, die nach dem ersten Weltkrieg Zugang zu Bildung und Beruf hatte. Und wie viele andere Pionierinnen ihrer Generation bewertete sie die Frauenfrage in Bezug auf sich selbst als irrelevant. So schrieb Simone de Beauvoir auch in einem Rückblick: „Ich hielt mich nicht für eine ‚Frau‘. Ich war ich!“ Aber so einfach ist das mit dem „Ich-Sein“ wohl nicht in einer Welt, die in so vieler Hinsicht durch die Tatsache der geschlechtlichen Identität geprägt ist.

„Es dauerte Jahre, ja Jahrzehnte, bis diese Frauengeneration sich die Grenzen eingestand“, analysierte Alice Schwarzer. Und diese Grenzen sind eben nicht allein durch das eigene „Ich“ definiert, sondern auch durch den gesellschaftlichen und politischen Kontext, durch die Tatsache, als Mann oder Frau behandelt zu werden. Das ist, und das gilt für beide Geschlechter, nicht immer angenehm und widerspricht vielleicht auch dem eigenen Selbstbild. Darum bleibt „Geschlecht“ eine wirkungsmächtige Kategorie, nicht nur da, wo es um Bilder, Selbstbilder und



Empfindungen geht, sondern auch in anderen, gleichsam handfesteren Bereichen. Da ist Geschlecht nach wie vor eine Kategorie, die über berufliche Positionen, Macht, Erfolge entscheiden kann - und zwar unabhängig von der individuellen Befähigung. Und sich damit abzufinden, kommt schon im Lichte unseres Grundgesetzes nicht in Frage. Mit anderen Worten: Noch immer bedarf es großer Anstrengungen, um dem Gleichheitsgebot unserer Verfassung, aber auch dem Recht für Frauen und Männer auf freie Entfaltung der Persönlichkeit tatsächlich Geltung zu verschaffen.

Viele von Ihnen haben sicher schon einen Blick auf die Präsentation geworfen, die heute im Laufe des Tages immer mal wieder eingeblendet worden ist. Dort haben wir Daten und Fakten zusammengetragen, die Schlaglichter auf historische Entwicklungen in Sachen „Gleichberechtigung“ werfen. Ich möchte einmal drei prägnante Beispiele herausgreifen:

- 1893 war es, als Frauen in Deutschland erstmals zum Abitur zugelassen worden sind. Heute, mehr als 100 Jahre danach, verlassen mehr Mädchen als Jungen die Schule mit diesem Abschluss.
- Erst 90 Jahre ist es her, dass Frauen in unserem Land das Wahlrecht erhalten haben. Seit 2005 regiert in Deutschland eine Frau. Angela Merkel wurde zur ersten Bundeskanzlerin gewählt. Endlich! Nicht umsonst wurde der Begriff „Bundeskanzlerin“ 2005 zum Wort des Jahres gewählt.
- Und noch ein drittes Beispiel möchte ich anführen: Im Jahr 1955 verbot der Deutsche Fußballbund den Damenfußball. Dieses Verbot – man mag es kaum glauben – wurde erst 1970 offiziell aufgehoben. Eine weise Entscheidung, wie sich gezeigt hat: Denn die Männer wurden bei der letzten Weltmeisterschaft Dritte, die Frauen Erste!

Wir sollten mit anderen Worten beides sehen: Die Strecke, die noch vor uns liegt, bis wir tatsächlich Gleichberechtigung haben, aber wir sollten eben auch die Erfolge nicht aus den Augen verlieren. Es ist schon beeindruckend,

was sich in den letzten 100 Jahren getan hat. Wir haben nicht nur viel im Hinblick auf die Gleichberechtigung von Männern und Frauen erreicht. Es ist auch mehr als bemerkenswert, dass Frauen die Chancen und Rechte, die sie sich erkämpft haben, auch so konsequent genutzt und umgesetzt haben!

Erfolg war und ist also kein Selbstläufer. Gleiche Chancen, gleiche Rechte – bis zum heutigen Zeitpunkt ist das alles andere als eine Selbstverständlichkeit, sondern muss immer wieder durchgesetzt werden. Der Emanzipationsprozess, das Streben nach Gleichberechtigung – das haben wir dabei genau besehen nicht einer, sondern verschiedenen Frauenbewegungen zu verdanken. Frauenbewegungen, die es zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern gegeben hat. Frau Prof. Lutz hat heute Vormittag in ihrer wissenschaftlichen Einführung ja die Aktivitäten in einzelnen Ländern vorgestellt und miteinander verglichen.

Und dabei wird offensichtlich: Unabhängig davon,

- dass der Kampf um die Frauenrechte jeweils unter ganz spezifischen Voraussetzungen stattgefunden hat,
- dass die kulturellen, religiösen und politischen Rahmenbedingungen nur bedingt miteinander zu vergleichen sind und
- dass die einzelnen Phasen der Bewegungen mit ihren Erfolgen und Rückschlägen nicht unbedingt zeitlich zusammenfallen, so steht doch eines fest: Es ging und geht immer um das gleiche Ziel – um mehr Rechte und Chancen für Frauen. So waren z.B. die Ausgangssituation und die Entwicklungen in England ganz andere als in Italien. Doch gleich, welches Land wir betrachten, die Stoßrichtung war immer identisch: Frauen haben sich zusammengeschlossen, weil sie nicht länger hinnehmen wollten, dass Männer über sie und ihr Leben bestimmt haben, dass ihnen Möglichkeiten vorenthalten wurden.

Wir können das auch dort beobachten, wo wir es vielleicht am wenigsten vermuten und längst noch nicht genug wahrnehmen:



- So begannen in den letzten Jahrzehnten Frauen in islamisch geprägten Ländern, relativ unbemerkt vom Westen, für ihre Menschenrechte und für ihre rechtliche und gesellschaftliche Gleichstellung zu kämpfen.

Heute, in einer globalisierten Welt, bietet das Internet auch solchen Frauen Kommunikationsmöglichkeiten, die keinen freien Zugang zu Medien oder dem öffentlichen Raum haben. Der Boom von Internetcafés in islamisch geprägten Ländern und die steigende Zahl von Computern in Privathaushalten haben es möglich gemacht, dass etwa eine Bewegung wie der islamische Feminismus inzwischen weltweit verankert ist.
- Oder nehmen wir unser Partnerland Ghana. Gewalt gegen Frauen ist dort noch ein großes, bedrückendes Problem. Und doch ist es in Ghana einem starken Bündnis von Frauenorganisationen gelungen, 2007 eine Gesetzesreform zu häuslicher Gewalt durchzusetzen, die unserer Rechtslage in nichts nachsteht, nein, sie in einigen Punkten sogar reformerisch übertrifft.

Was waren wir stolz hier in Deutschland und Nordrhein-Westfalen, als endlich 2002 mit dem Gewaltschutzgesetz der Paradigmenwechsel eintrat: „Die Frau kann bleiben – der Täter muss gehen!“ 2002 – es hat also so lange gedauert. Die starken Frauen in Ghana haben durch ihr Engagement in einem Land mit ungleich schwierigeren Ausgangsbedingungen mit viel kürzerem Anlauf 2007 einen großen Sprung nach vorn geschafft.

Zum ganzen Bild gehört auch das: In einigen Länder gibt es trotz Frauenengagements gegenläufige Entwicklungen. Die Rechte der Frauen werden beschnitten, ihnen wird die Möglichkeit genommen, ein eigenständiges Leben zu führen, sie werden unterdrückt und systematisch daran gehindert, sich zu entfalten. Wer die Berichterstattung in der letzten Zeit aufmerksam verfolgt hat, weiß, wovon ich spreche. Ich denke etwa an die Kampagne „Eine Million Unterschriften zur Änderung von diskriminierenden Gesetzen“ der iranischen Frauen. Diese Bewegung hat großen Rückhalt in der iranischen Bevölkerung erhalten

und ist deshalb für den iranischen Machtapparat bedrohlich geworden. Hier ist internationale Solidarität gefragt. Ich halte es für außerordentlich wichtig, dass die Medien kritisch über solche Missstände berichten, uns mit Texten und Bildern wachrütteln.

Aber natürlich ist auch klar, dass diese Nachrichten Ängste schüren. Schnell lässt man sich dadurch generell zu falschen Bildern und Vorstellungen verleiten. Die führen dann auch hierzulande zu der Befürchtung, mühsam errungene frauenpolitische Standards könnten durch den Einfluss von zugewanderten Menschen aus anderen Ländern und Kulturen gefährdet werden. Diese Ängste lassen sich nicht einfach wegeden, sie verdienen es, ernst genommen zu werden. Wir haben deshalb ganz bewusst ein Fragezeichen hinter das Motto der heutigen Veranstaltung gestellt. Aber: Allein den Blick auf Defizite zu richten, hieße kurzsichtig zu sein. Wer den Fokus nur auf die Unterschiede legt, vergibt eine große Chance. Er ist nicht in der Lage, die Gemeinsamkeiten zu erkennen und auf ihnen aufzubauen. Unser Ziel muss es daher sein, zu einer unvoreingenommenen Wahrnehmung zu kommen. Und das bedeutet gerade auch: Stärken sehen und anerkennen. Denn ich bin der festen Überzeugung: Wenn es uns gelingt, die Stärken auszubauen, dann schaffen wir es auch, Defizite zu beseitigen.

Heute, im Rahmen der Fachveranstaltung, hat sich gezeigt, wie viel Verbindendes es zwischen den Frauen unterschiedlicher Herkunft gibt, wie groß die Gemeinsamkeiten sind und dass ein Ziel existiert, das alle eint: Die Gleichberechtigung von Mann und Frau. Für mich ist deshalb ganz klar: Wir müssen das Fragezeichen wegnehmen. Hinter das Thema unserer Veranstaltung gehört eindeutig ein Ausrufezeichen!

Und ebenso ist Fakt: Solche Erfolge sind nur möglich gewesen, weil Frauen aus allen Ländern und Kulturen dafür gekämpft haben. Der Einsatz hat sich gelohnt: In vielen Ländern ist die Gleichberechtigung von Frauen und Männern in der Verfassung festgeschrieben und die rechtliche Gleichstellung der Geschlechter ist gesetzlich verankert. Also: Warum lehnen wir uns nicht einfach zurück und



genießen die Früchte dieses Erfolges? Warum haben Frauen mit und ohne Zuwanderungsgeschichte heute im Rahmen der Fachveranstaltung gemeinsam an Strategien und Lösungsansätzen gearbeitet? Warum nutzen wir einen solchen Anlass wie den Internationalen Frauentag nicht einfach nur zum Feiern? Natürlich: Sie selbst wissen am Besten, dass diese Fragen nur rhetorisch gemeint sein können. Denn betrachtet man die Erfolgsbilanz etwas genauer, zeigt sich ein differenzierteres Bild:

- Zwar weisen Mädchen seit einigen Jahren bessere Schulabschlüsse vor, aber noch immer haben Jungen mehr Erfolg im Beruf. Wie titelte eine Studie, die im Herbst des vergangenen Jahres veröffentlicht wurde, so treffend: „Mädchen sind schlau, Jungen machen Karriere.“

Denn obwohl sich Jungen häufiger der Bildung verweigern und mehr Mädchen als Jungen Abitur machen, werden höherwertige Arbeitsplätze nach wie vor mit Männern besetzt.

- Wir haben zwar seit knapp drei Jahren eine Bundeskanzlerin, aber immer noch gibt es zu wenig Frauen in den Parlamenten. So liegt der Anteil der weiblichen Abgeordneten im Bundestag knapp unter einem Drittel. Damit nimmt unser Parlament im internationalen Vergleich nur Rang 17 ein. Nordrhein-Westfalen scheidet noch schlechter ab; hier beträgt der Anteil um die 28%.

- Und auch wenn die Damen im Gegensatz zu den Herren Fußballweltmeisterinnen sind, so verdienen sie nur einen Bruchteil dessen, was ihre männlichen Kollegen erhalten.

Und das gilt nicht allein für den Sport. In allen Berufszweigen sind Frauen finanziell schlechter gestellt als Männer. In Deutschland verdienen sie insgesamt fast ein Viertel weniger. Und auch bei gleicher Qualifikation und Position müssen sie sich mit 17% weniger Gehalt zufrieden geben. Selbst die feministischer Neigungen unverdächtige BILD-Zeitung titelte am 11. April 2007: „Die Lohnlücke für Frauen muss weg!“

Weder in Gremienmacht noch im Geldbeutel zahlt sich der weibliche Bildungsvorsprung bisher aus. Immer noch klafft eine große Kluft zwischen dem Postulat unseres Grundgesetzes und der Wirklichkeit. Nicht umsonst äußern sich die Deutschen selbst kritisch: Eine Umfrage im Auftrag des „Spiegel“ hat ergeben, dass 81% der Frauen zwischen 18 und 29 Jahren finden, die Gleichberechtigung sei nicht erreicht. Auch 62% der gleichaltrigen Männer sehen das so. Und die Jüngeren – die in der Altersgruppe zwischen 18 und 21 – sind eher noch misstrauischer. Das heißt also ganz klar: Das Thema ist noch nicht ‚durch‘! Es ist und bleibt ein Zukunftsthema.

Auch aus einem anderen Grund: Der aktuelle Global Gender Gap Index zeigt, dass andere Länder uns in Sachen gelebter Gleichberechtigung mehr und mehr überholen. Belegte Deutschland im Jahr 2006 noch weltweit den fünften Rang, so mussten wir uns im vergangenen Jahr mit dem siebten zufrieden geben. Neuseeland und die Philippinen sind in diesem Vergleich mittlerweile an uns vorbeigezogen.

Ein entscheidender Grund dafür, warum wir in Deutschland von der faktischen Gleichberechtigung so weit entfernt sind, liegt in der mangelnden Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Dabei wollen immer mehr Menschen beides – Beruf und Familie. Statt „entweder – oder“ wollen sie ein „sowohl als auch“. Vor allem trifft dies auf einen wachsenden Teil junger Frauen zu. Sie sind gut ausgebildet, selbstbewusst und setzen auf Verwirklichung in einem Beruf. Und für viele Väter gilt: Sie wollen mehr von ihren Kindern mitbekommen als einen flüchtigen Gute-Nacht-Kuss am späten Abend. Das zeigt auch der Erfolg beim Elterngeld. Rund 10% der Anträge werden mittlerweile von Vätern gestellt (vor Einführung des neuen Elterngeldes lag der Anteil bei 3,5%). Wir sollten uns über das Engagement der „neuen Väter“ freuen und sie bei ihrem Wunsch nach „mehr Familie“ unterstützen. Und umgekehrt gilt: Wir dürfen den Frauen, die sich für Beides – Beruf und Familie – entscheiden, keine Steine in den Weg legen.

In Nordrhein-Westfalen setzen wir deshalb verstärkt auf den Ausbau der Betreuungsangebote für Unter-3-Jäh-



rige. Bis August 2008 wollen wir Plätze für rund 13% der Unter-3-Jährigen bereitstellen. Unser Ziel ist es, bis 2010 für die Hälfte aller Zweijährigen einen Betreuungsplatz anzubieten.

Neben der besseren Kinderbetreuung gibt es zahlreiche weitere Felder, auf denen sich die nordrhein-westfälische Politik für Frauen stark macht. Angefangen von der Berufs-wahlorientierung über Nachwuchskräfteförderung oder der Verbesserung der politischen und gesellschaftlichen Teilhabe bis hin zur Darstellung von Frauen in den Medien. Denn die Medien haben in unserer Zeit eine kaum zu überschätzende Bedeutung. Darum brauchen wir nicht nur eine Verbesserung der Präsenz von Frauen auf dem Bildschirm – da sieht es inzwischen nicht mehr ganz so schlecht aus –, sondern in den Schlüsselpositionen! Es kann nicht sein, dass über die Hälfte aller Volontäre weiblich ist, aber nur 2% der Chefredakteure Frauen sind. Deshalb wird Nordrhein-Westfalen auch 2008 den von Alice Schwarzer initiierten JournalistInnenpreis unterstützen. Auch diesmal wird eine namhafte unabhängige Jury entscheiden. Und da der Preis nunmehr zum 10. Mal von EMMA verliehen wird, werden wir dieses Jubiläum am 26. Mai in Berlin, in der Landesvertretung Nordrhein-Westfalen, also auf bundespolitischer Bühne, entsprechend ausrichten. Ich lade Sie an dieser Stelle schon herzlich zu der Veranstaltung ein!

Nur: So erfolgreich unsere zahlreichen Projekte und Initiativen auch sein mögen, es wäre vermessen, wenn ich als zuständiger Minister glauben würde, der Politik allein könnte es gelingen, die faktische Gleichberechtigung der Geschlechter herzustellen. Politik hat allerdings die Aufgabe, passende Rahmenbedingungen zu setzen. Ob und wie erfolgreich Gleichberechtigung im Alltag umgesetzt werden kann, das hängt dann auch sehr stark von den Menschen selbst ab – von ihrer Bereitschaft sich einzubringen und die Zukunft mit zu gestalten. Genau das haben Sie heute im Rahmen der Fachveranstaltung getan. Frau Forudastan hat ja zu Beginn des

Empfangs eben schon einige vielversprechende Handlungsoptionen und Ansatzpunkte, die in den einzelnen Diskussionsgruppen zusammengetragen worden sind, vorgestellt. Ich bin mir sicher, dass diese Ideen und Ergebnisse wichtige Impulse für die Arbeit der Landesregierung – und selbstverständlich auch für Ihre eigene Arbeit – geben werden. Dafür möchte ich mich ganz herzlich bei allen Teilnehmerinnen bedanken! Wir haben bei unserer Veranstaltung hier in Essen bewusst den Fokus auf den interkulturellen Dialog gelegt. Denn es ist höchste Zeit, dass wir frauenpolitische Fragen gemeinsam diskutieren und zusammen in Angriff nehmen. Immerhin hat In Nordrhein-Westfalen mittlerweile jede vierte Frau eine Zuwanderungsgeschichte. Das sind rund zwei Millionen. Allein zahlenmäßig ist diese Gruppe viel zu groß, als dass wir es uns leisten könnten, sie nicht in die Diskussion mit einzubeziehen.

Und der spannende Film von Ulrike Brincker, der heute Vormittag gezeigt worden ist, hat sicherlich alle überzeugt: Es gibt nicht wenige faszinierende, starke Frauen, die aus anderen Ländern zu uns nach Nordrhein-Westfalen gekommen sind, die sich hier einsetzen, und auf deren Kooperation wir bauen können. So wie die vier Protagonistinnen des Films, die selbstbewusst ihren Weg gegangen sind, trotz aller Widerstände und Schwierigkeiten – Frauen, die bereit sind, für ihre Ziele zu kämpfen. Ich halte es für wichtig, sich das klar zu machen. Denn uns ist viel zu selten bewusst, was Zuwanderinnen leisten – sowohl für unsere Gesellschaft im Allgemeinen, als auch für den Emanzipationsprozess im Besonderen. Aus diesem Grund haben wir auch im vergangenen Jahr in der Publikation „Erfolgreich arbeiten in zwei Kulturen – Zuwanderinnen und ihre Unternehmen“ Porträts von erfolgreichen Unternehmerinnen mit Zuwanderungsgeschichte veröffentlicht, die gerade jungen Frauen Mut machen. Einige von Ihnen werden den kleinen Band sicherlich kennen und werden bestätigen, wie imponierend sich die einzelnen Lebenswege lesen.

Armin Laschet, Minister für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen hielt diese Rede auf der gleichnamigen Veranstaltung zum Internationalen Frauentag 2008 am 06. März 2008 in Essen.

Und ich freue mich, dass eine der Frauen, die wir darin vorstellen, heute hier anwesend ist:
Frau Gabriela Malinowska-Bothe, die erfolgreich ein Unternehmen in Bochum aufgebaut hat. Ihnen ein herzliches Willkommen!

Kurz gesagt: Die Vielfalt der Kulturen in unserem Land ist ein Gewinn, den es weiter und noch besser zu nutzen gilt. Wir brauchen neue Sichtweisen, Ideen, das Wissen und die Erfahrungen, über die Zuwanderinnen verfügen. Denn ich bin überzeugt davon, die Umsetzung der Gleichberechtigung in unserem Land wird umso besser gelingen, je mehr sich die Frauen, die hier leben, als Verbündete verstehen. Von der Erkenntnis zur Aktion kommen – das wird sicher Zeit brauchen. Dabei sollten wir auch nichts beschönigen. Dass Vielfalt auch immer Herausforderung bedeutet, dass Verständigung und Annäherung nicht linear verlaufen, sondern mühsame Prozesse – auch mit Rückschlägen – sind, das wissen wir aus der allgemeinen Integrationsdebatte. Das gleiche politische Ziel vermag längst nicht immer über die Kluft hinweg zu tragen, die unterschiedliche Herkunft bedeuten kann. Es gibt in einer globalisierten Welt aber keine Alternative zu diesem Annäherungsprozess. Der Internationale Frauentag ist ein hervorragender Anlass, ein Stück auf diesem schwierigen Weg miteinander zu gehen. In Respekt davor, was an Unterschieden da ist: an unterschiedlichen Stärken und Wegen, an Vielfalt in den Ansatzpunkten und in den Erfahrungen. Lassen Sie uns versuchen, aus dieser Vielfalt eine erfolgreiche Strategie zu entwickeln. Die Frauenbewegung hat sich oft als Avantgarde für gesellschaftliche Umbrüche erwiesen - sie ist auch im Bereich der Integration unverzichtbar.



Gleichstellung als wichtige Triebfeder

Strategisches Vorgehen lohnt sich



„Dies ist keine Frauenkampagne: Die Gleichstellung der Geschlechter ist eine der wichtigsten Triebfedern der Entwicklung für alle“, erklärte die Kommissarin für Außenbeziehungen und europäische Nachbarschaftspolitik Dr. Benita Ferrero-Waldner bei der ersten Konferenz zur Rolle der Frauen in der Euromed-Region in Istanbul in 2006.

Gleichstellung – ein Entwicklungsziel der Vereinten Nationen

Die Erkenntnis, dass die Rolle der Frauen für die Entwicklung ausschlaggebend ist, hat sich, zumindest auf internationaler Ebene, durchgesetzt. Es gibt heute auf der Ebene der Vereinten Nationen (VN) kein Dokument und keine Entschließung mehr, die nicht die Rolle der Frauen als die wesentlichen Trägerinnen von politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen unterstreichen. Keine Gesellschaft, gleich auf welchem Kontinent, kann ohne die Erfahrungen, Kompetenzen und Fähigkeiten von Frauen auskommen. Deswegen muss jede Gesellschaft, gleich auf welchem Kontinent, die Potenziale von Frauen erkennen, stärken und nutzen. Es lohnt sich, Mädchen und Frauen gut auszubilden und es lohnt sich, Bedingungen zu schaffen, unter denen Frauen alle ihre Fähigkeiten einbringen können.

Die Gleichstellung der Geschlechter ist auch eines der Entwicklungsziele der Vereinten Nationen.

Die Gleichstellung der Geschlechter ist auch eines der Entwicklungsziele der Vereinten Nationen. Schwerpunkte sind der Einsatz für die Wahrung ihrer Menschenrechte und der Zugang zu Bildung. Die Millenniumsziele 2000 markieren einen vorläufigen Höhepunkt in der Weiterentwicklung der Frauenrechte auf internationaler Ebene. So war es vor allem das Sichtbarwerden von Menschenrechtsverletzungen an Frauen, das die internationale Diskussion wesentlich geprägt hat.

1993 tauchte erstmals in einem Schlussdokument einer VN Weltkonferenz der schlichte und dennoch bedeutungsschwere Satz auf: Frauenrechte sind Menschenrechte. Die

Weltfrauenkonferenz 1995 von Peking formulierte zwei Jahre später einen umfassenden Handlungsrahmen für mehr Gleichberechtigung und Chancengleichheit und sie benannte auch die dafür notwendigen Instrumente: Gender Mainstreaming und die Einführung eines Individualbeschwerdeverfahrens, um der seit 1953 bestehenden Frauenrechtskonvention mehr Durchschlagskraft zu verleihen. Die Frauenrechtskonvention der VN begleitete danach systematisch die Umsetzung der Aktionsplattform von Peking auf nationaler Ebene. Denn in Peking hatten sich die Mitgliedsstaaten auf nationale Aktionspläne zur Umsetzung der Pekinger Beschlüsse verständigt.

Ein zweites „Instrument“ gewann an Bedeutung: Die Zivilgesellschaft als Partnerin bei der Durchsetzung von gleichstellungspolitischen Zielsetzungen. Waren es doch die Nichtregierungsorganisationen, die die Regierungen mit den Lebensrealitäten der Frauen konfrontierten, die näher an der Basis waren und wichtig wurden für Begleitung, Ratschläge und auch Kritik.

Die internationale Gleichstellungspolitik ist damit unbestreitbar Wegbereiterin für Entwicklungen auf nationaler Ebene geworden.

Gemeinsamkeit in Unterschiedlichkeit

Sicherlich, Frauen sind keine homogene Gruppe, für die weltweit einheitliche Rezepte gelten. Schon innerhalb Europas unterscheiden sich ihre Lebensbedingungen. Frauen in Europa haben andere Probleme als Frauen in Afrika oder Asien. Die Verwirklichung von Gleichstellung impliziert je nach Kontinent, Land, Region etwas anderes. Deswegen sind auch unterschiedliche Strategien und Instrumente, unterschiedliche Schwerpunktsetzungen richtig und notwendig.

Gleichzeitig wird in einer zunehmend globalisierten Welt der Blick über den Tellerrand wichtiger denn je. Deshalb ist der Austausch zwischen den Ländern, im Fall der Frauen auch die gegenseitige Unterstützung, essentiell. Denn trotz also deutlicher Erfolge, haben wir noch viel zu tun auf dem Weg zu wirklicher Gleichstellung von Frauen. Dies gilt für den Arbeitsmarkt, die Präsenz von Frauen in Führungs-



positionen in Politik und Wirtschaft sowie die Vereinbarkeit von Familie und Beruf: Das Lohngefälle zwischen Männern und Frauen liegt seit Jahren unverändert bei 15%. Das ist zu hoch, besonders wenn man bedenkt, dass 60% der neu geschaffenen Arbeitsplätze von Frauen besetzt werden. Außerdem werden nur ein Drittel der Führungspositionen in Wirtschaft und Politik von Frauen belegt, obwohl über 60% der Hochschulabgänger weiblich sind. Der Schlüssel zu weiteren Fortschritten auf dem Gebiet der Gleichberechtigung neben dem Zugang zu Bildung ist eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Frauen mit Kindern muss es deutlich besser möglich sein, berufstätig zu bleiben oder nach einer Babypause wieder in ihren Job einzusteigen.

Faktische Gleichberechtigung auch in Deutschland noch lange nicht erreicht

In Deutschland haben Frauen erst vor 90 Jahren das Wahlrecht erhalten. Seit 2005 regiert in Deutschland eine Frau. Nicht umsonst wurde der Begriff „Bundeskanzlerin“ 2005 zum Wort des Jahres gewählt. Und dennoch sind im Bundestag immer noch weniger als 30% weibliche Abgeordnete vertreten, womit Deutschland im internationalen Vergleich Rang 17 belegt. Der Frauenanteil im nordrhein-westfälischen Landesparlament liegt mit 28% sogar noch darunter. Bezeichnend ist auch die Situation im Berufsleben: Bei gleicher Qualifikation und Position müssen Frauen sich mit 17% weniger Gehalt zufriedengeben. Höherwertige Arbeitsplätze werden nach wie vor zu einem weitaus größeren Prozentsatz mit Männern besetzt. Frauen verdienen in allen Berufszweigen insgesamt fast ein Viertel weniger. Diese Beispiele machen deutlich, dass auch in Deutschland die faktische Gleichberechtigung noch lange nicht erreicht ist. Die Ursache liegt in der unzulänglichen Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Diese ist, nach einer Studie des Instituts der deutschen Wirtschaft, auch für die bestehenden Lohnunterschiede verantwortlich. Dabei wollen immer mehr Eltern Beruf und Familie und nicht eine Entscheidung zwischen beidem. Politik muss dafür die Rahmenbedingungen schaffen, Kinderbetreuungsangebote ausweiten und Ganztagschulen bereithalten.

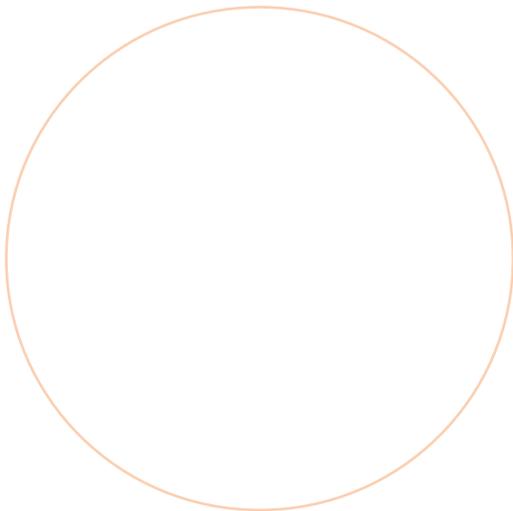
Deutschland und die Mittelmeerstaaten

Das Interesse in Deutschland an der Entwicklung in den Mittelmeerstaaten hat nicht nur mit der Entwicklung der Zusammenarbeit zwischen der EU und ihren Nachbarstaaten zu tun. Dahinter verbirgt sich vielmehr ein hohes Eigeninteresse. Die Entwicklung in diesen Staaten hat direkte Auswirkungen auf das Leben in Deutschland. Allein die Zahlen der Ausländerinnen und Ausländer hier in Nordrhein-Westfalen – dabei sind die Eingebürgerten und seit einigen Jahren die hier geborenen Kinder nicht mitzählt – zeigen, dass eine relevante Gruppe von Zugewanderten aus den Mittelmeerstaaten kommt: Rd. 584.000 aus der Türkei, davon 277.000 Frauen, 2.500 aus Algerien, rd. 37.000 aus Marokko, 7.000 aus Tunesien, davon jeweils etwas weniger als die Hälfte Frauen.

Nicht umsonst wurde der Begriff „Bundeskanzlerin“ 2005 zum Wort des Jahres gewählt.

Klischees und Vorurteile bestimmen den Blick

In vielen islamisch geprägten Ländern engagieren sich Frauen längst aktiv und erfolgreich für ihre Menschenrechte und kämpfen für ihre rechtliche und gesellschaftliche Gleichstellung. In vielen Ländern hat sich die Situation von Frauen erheblich verbessert. Diese Entwicklung wird bislang zu wenig bis gar nicht wahrgenommen. Klischees und Vorurteile bestimmen leider nach wie vor das Bild der Frauen in diesen Ländern. Das gilt auch für die Einschätzung der demografischen Entwicklung. In Deutschland sinken die Geburtenraten auf historische Tiefstände, während sich die muslimischen Nachbarn seit jeher über Kinderreichtum freuen – denken die meisten. Doch neuere Studien und Statistiken zeigen: Das ist nicht so. Von den Kommentatoren kaum bemerkt, haben mehrere muslimische Schlüsselstaaten in den vergangenen zwei Jahrzehnten einen dramatischen, geradezu revolutionären demografischen Wandel erlebt, der sich als der bedeutendste Langzeittrend im Nahen und Mittleren Osten herausstellen könnte. Europäische Muster machen sich im gesamten Mittelmeerraum breit, mit den entspre-



chenden Folgen für die politische, kulturelle und religiöse gesellschaftliche Entwicklung.

Kinderzahl sinkt mit Nähe zu Rom

Europäische Wissenschaftler haben die Faustregel aufgestellt, dass eine Frau umso weniger Kinder hat, je näher sie an Rom lebt. Erstaunlicherweise gilt das gleiche für die muslimische Seite des Mittelmeers. Allein in den vergangenen 25 Jahren ist die Fruchtbarkeitsziffer in Algerien von 5,7 auf 1,86, in Tunesien von 4,8 auf 1,73, in der Türkei von 2,7 auf 1,89 gesunken. Und die Geburtenrate sinkt weiter von Jahr zu Jahr. Marokko liegt nach wie vor über Erhaltungsniveau (über 2,1). Auch dort hat sich jedoch die Zahl seit den 80er Jahren halbiert. Hohe Geburtenraten weisen nach wie vor Ägypten, Syrien und Saudi-Arabien auf.

Was die modernisierten Länder auszeichnet, ist ihre enge Verbindung zu Europa, wohin so viele ihrer Bürgerinnen und Bürger migriert sind. Zuwanderer bringen Ideen aus Europa in die Herkunftsländer. Einfluss kommt auch über Satellitenschüsseln und das Internet. Algerien hat den radikalsten Wandel erlebt. 70% der Anwälte, 60% der Richter und die deutliche Mehrheit der Ärzte des Landes sind mittlerweile weiblich. Und Frauen stellen 60% der Studentenschaft. Kurzfristig mögen religiöse Fundamentalisten vom Unbehagen profitieren, das die neue Rolle der Frau und alternative Familienmodelle erzeugt, mittelfristig erweisen sich die Frauen als Trägerinnen der Entwicklung in ihren Ländern.

Seit 2003 darf keine marokkanische Frau mehr gegen ihren Willen verheiratet werden.

In Tunesien beträgt die Einschulungsrate fast 100%. Im höheren Schulwesen liegt der Anteil der Frauen über 50%. Bei den Hochschuldiplomen haben Frauen die Männer bereits überholt. Frauen sind in Regierungsämtern, als Ministerinnen, Professorinnen und in freien Berufen (Ärztinnen, Anwältinnen) zahlreich vertreten. Andererseits werden Mädchen aus den strukturschwachen Gebieten in urbane



Haushalte, oft zu Verwandten, vermittelt, um gegen Kost und Logis in einer 7-Tage Woche als Haushaltshilfe zu arbeiten. Das Familienrecht wurde bereits unter Präsident Bourguiba modernisiert.

Marokkos König reformiert sein Land mit einem modernen Familienrecht, Ehescheidungen inklusive. Seit 2003 darf keine marokkanische Frau mehr gegen ihren Willen verheiratet werden. Sie darf genau wie ihr Mann auf Scheidung klagen und das Sorgerecht für ihre Kinder beantragen. Gewalt gegen Frauen bleibt ein Problem, ist aber kein islamisch-arabisches Problem, so Latifah Jbadi, eine marokkanische Frauenrechtlerin. Der Unterschied besteht ihrer Meinung nach darin, dass es in Europa mehr Schutz für die weiblichen Opfer von männlicher Gewalt gibt. Es existieren viel mehr Organisationen, die Beratung und Hilfe anbieten und Frauenhäuser ins Leben rufen. In Europa hat man sich früher mit dem Problem befasst und entsprechende Einrichtungen geschaffen.

Fazit: Es wurde viel erreicht, aber es gibt auch noch viel zu tun. Unterschiedliches an unterschiedlichen Orten.

Wichtig für eine aktive Gleichstellungspolitik ist der politische Wille, Frauenfragen hoch oben auf die Agenda zu setzen und Diskriminierung aktiv zu bekämpfen – bei Regierungen ebenso wie in der Zivilgesellschaft. Die Verbesserung der Partizipation von Frauen kann nur gelingen, wenn die Teilhabe und Interessenvertretung von Frauen als legitim, notwendig und wichtig angesehen wird. Hierfür sind Zivilgesellschaft und soziale Bewegungen erforderlich. Frauenbewegungen verändern kulturelle Normen, Identitäten und Diskurse. Sie setzen Themen auf die Agenda, legitimieren Frauen als Politikerinnen und liefern Argumente für mehr Frauen in politischen Institutionen. Denn Vernetzung ist nicht nur ein Merkmal der Globalisierung, sie ist auch eine Chance für die Gleichstellungsarbeit – national und international. Das ist vielleicht das Fazit, das man uneingeschränkt ziehen kann. Denn die Vergangenheit hat gezeigt, dass das gemeinsame Engagement der Frauen der Garant für den Erfolg ist. Ein anschauliches Beispiel für erfolgreiche Arbeit von Nichtregierungsorgani-

Dr. Marion Gierden-Jülich, Staatssekretärin im Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen. Der Beitrag basiert auf einer Rede zur Eröffnung der Internationalen Konferenz „Euromed – Eine Region im Aufbruch“ am 2. Juni 2008 in Bonn.

sationen, die Chancen von Vernetzung und die Bedeutung internationaler Vorgaben für die nationale Gleichstellungspolitik ist die Strategie des Gender Mainstreaming.

Es waren die Nichtregierungsorganisationen, die 1995 auf der 4. Weltfrauenkonferenz in Peking erstmals forderten, öffentliches Handeln routinemäßig durch die Geschlechterbrille zu betrachten. Vertraut mit den Problemen vor Ort, haben sie besser als wohlmeinende westliche Regierungen gesehen, dass viele Entwicklungshilfemaßnahmen deshalb nicht greifen konnten, weil sie die weibliche Hälfte der Bevölkerung, die Aufgabenteilung zwischen den Geschlechtern in den Entwicklungsländern nicht berücksichtigten. Die Vereinten Nationen griffen die Forderungen auf und implementierten Gender Mainstreaming in ihren Institutionen. Die Europäische Union zog nach und verpflichtete sich zur Beachtung des Gender Mainstreaming-Grundsatzes bei allen ihren Politiken. Diese Selbstverpflichtung strahlte wiederum in die Mitgliedstaaten ab. Gender Mainstreaming ist – allen Protesten über ausufernde Bürokratie zum Trotz – auch in Deutschland sowohl auf Bundes- als auch auf Länderebene fest verankert.

Strategisches Vorgehen, der gezielte Einsatz gleichstellungspolitischer Instrumente, lohnt sich. Es ist wichtig, global zu denken, in Dialog zu treten mit gleichstellungspolitischen Akteurinnen aus anderen Ländern und anderen Kontinenten, voneinander zu lernen und sich gegenseitig zu unterstützen.



„Die Emanzipation kam voran wie eine Schnecke auf Glatteis.“

Der Kampf um Frauenrechte im europäischen Vergleich.¹

„Die Emanzipation kam voran wie eine Schnecke auf Glatteis.“ Das Zitat stammt von Willy Brandt und klingt sehr pessimistisch. Wir stellen uns dabei vor, dass eine Schnecke wenige Möglichkeiten hat, sich auf glattem Untergrund überhaupt vorwärts zu bewegen. Sie ist ein Weichtier und scheut die Bewegung auf Glatteis, da sie dort in kurzer Zeit festfrieren würde. Stattdessen verkriechen sich Schnecken in unseren Breitengraden in ihr Haus, sobald der Winter naht und bewegen sich erst dann wieder, wenn die Sonne sie herauslockt. Dieses Bild ist vielleicht deshalb passend, weil die Emanzipationsbewegungen in verschiedenen europäischen Ländern über lange Perioden hinweg zwar immense Aktivitäten entwickelt haben; gleichzeitig sind sie auch immer wieder in einen zeitweiligen Stillstand verfallen, ausgebremst worden; oft sind sogar einmal erworbene/zugestandene Rechte rückgängig gemacht worden. Von beidem, den Fortschritten *und* den Misserfolgen, von den aktiven und den passiven Phasen wird hier zu sprechen sein.

Der Kampf um Frauenrechte im europäischen Vergleich ist gekennzeichnet von Gemeinsamkeiten und Differenzen, von Gleichzeitigkeiten und Ungleichzeitigkeiten. In so gut wie allen Ländern hat es seit dem Ende des 19. Jahrhunderts Vorkämpferinnen für Geschlechtergerechtigkeit gegeben – Frauenrechtlerinnen in Europa haben sich damals schon international vernetzt, lange bevor die *Netzwerkbildung*, die heute als ein wichtiges Instrument politischer Interessenvertretung gilt, zu einem Kernbegriff der politischen Handlungsfähigkeit avancierte.

Die Organisatorinnen der heutigen Veranstaltung haben mich gebeten, die Emanzipationsbewegungen mehrerer europäischer Staaten zu beleuchten und dabei Deutschland mit der Türkei, Spanien und Russland zu vergleichen. Diese Länderauswahl erfolgte deshalb, weil diese Staaten wichtige Herkunftsländer der Migrantinnen in NRW bzw. in Deutschland bilden.

Sie werden verstehen, dass ich in meinem Vortrag diesem Anliegen nur zum Teil gerecht werden kann; um einen genauen historischen Abriss zu geben und in die Tiefe der

jeweiligen länderspezifischen Entwicklungen zu gehen, wäre sicherlich ein dreimonatiges Seminar angemessener. Stattdessen werde ich mit Ihnen einen kleinen Flug durch die Geschichte machen, der Schlaglichter wirft auf Erfolge und Rückschläge, auf Höhen und Tiefen der Kämpfe um Partizipation in den verschiedenen Ländern. Was sich dabei zeigen wird, sind vor allem Spannungen zwischen den verschiedenen Ebenen, auf denen Kämpfe um Gleichberechtigung und Anerkennung geführt werden – auf der sozialen, der juridischen und der ethischen Ebene – sowie Differenzen zwischen den politischen Fokussierungen und Perspektiven der jeweiligen Gruppierungen, die sich für Geschlechtergerechtigkeit einsetzen.

In so gut wie allen Ländern hat es seit dem Ende des 19. Jahrhunderts Vorkämpferinnen für Geschlechtergerechtigkeit gegeben.

Deutschland, die Türkei, Spanien und Russland sind Teile Europas, selbst wenn sie heute nicht oder noch nicht zur Europäischen Union gehören. Das bedeutet, dass sie eine Schnittmenge an Werteorientierungen und historischen Bezugspunkten haben und dass sie alle – ungleichzeitig und asymmetrisch – eine Modernisierungsentwicklung durchlaufen haben. Der Nationalstaat als hegemoniale Organisationsform spielt in allen Ländern eine Rolle, d.h.: Überall gibt es ethnische Mehrheiten und Minderheiten und in all diesen Ländern haben in den vergangenen 150 Jahren Migrationsbewegungen – freiwillige und erzwungene – stattgefunden. Über Jahrzehnte haben sich dabei Ein- und Auswanderung die Waage gehalten – so etwa in Deutschland bis in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts; die Türkei und Spanien gehörten dagegen zu den klassischen Auswanderungsregionen und verzeichnen erst in jüngster Zeit beträchtliche Einwanderungsbewegungen; Russland wiederum erlebte über lange Zeiträume gleichzeitig Ein- und Auswanderungsbewegungen.

Unter dem Einfluss der Modernisierung, durch politische Systemwechsel, durch die Technologisierung von Kom-

¹ Ich danke Maria-Teresa Herrera Vivar und Stefanie Mielast für ihre Unterstützung bei diesem Vortrag.



munikations- und Transportmitteln sowie durch Wanderungen von Menschen verändern sich Gesellschaften in ihrer Bevölkerungszusammensetzung und in ihren Lebensstilen; es findet eine Entwicklung zur *Pluriformität* statt. Eine Vielzahl sozialer Ausdifferenzierungen ergänzt hierbei die Differenz, die die meisten Gesellschaften zwischen Männern und Frauen machen. So etwa war vor 150 Jahren der Unterschied zwischen den urbanen Eliten, den städtischen Arbeitern und der Landbevölkerung nicht nur in Bezug auf Bildung und Einkommen, sondern auch bezüglich ihrer Werteorientierung signifikant; heute sind diese Differenzen in dieser Form nicht mehr zu finden: Lebenswege sind vielfältiger geworden, Bildungsunterschiede und Einkommensverhältnisse haben sich angeglichen und alle vier hier zur Debatte stehenden Länder bekennen sich zur Demokratie. Allerdings ist – wie wir alle wissen – die Umsetzung und Praktizierung demokratischer Regeln in diesen Ländern äußerst unterschiedlich. Ich werde im Folgenden aus der Vogelperspektive auf einige Aspekte des Kampfes um Gleichberechtigung der Frauenbewegungen in Europa blicken; dabei geht es um das Frauenwahlrecht, den Zugang zu Bildung, um Partizipation am öffentlich-politischen Leben, um individuelle versus kollektive Rechte, wie etwa das Recht auf körperliche Unversehrtheit und Selbstbestimmung. Viele Frauenrechte sind im Laufe der Zeit zu Selbstverständlichkeiten geworden, einige sind nach wie vor strittig und heiß umkämpft. Schließlich lässt sich heute kein Fazit und kein Ausblick auf die Zukunft treffen, ohne über die (fehlenden) Rechte von Migrantinnen in den jeweiligen Ländern sowie der gesamten EU zu sprechen.

Als Leitfaden bei diesem Rückblick dienen mir die Fragen: Wer hat die Geschlechtergerechtigkeit vorangetrieben? Woher kamen die Ideen und Ideale, von wem erhielten die Akteurinnen Unterstützung? Was ist so erstaunlich daran? Was hat zu Stillstand und Rückschritt geführt? Was werden die Themen der Zukunft sein? Dabei werde ich Sie auch mit Daten plagen, jedoch immer wieder auf die analytische Ebene gehen.

Die Hochphase der internationalen Frauenbewegungen – Wahlrecht und Bildung

Die Annahme, dass der Feminismus im Westen Europas oder in den USA geboren wurde und dort auch die größten Erfolge zu verzeichnen sind, gehört heute zum kaum hinterfragten Standardwissen in unserem Land. Gleichermaßen wird im Umkehrschluss davon ausgegangen, dass an den Rändern Europas die Emanzipation nicht oder nur ungenügend stattgefunden hat. Es wird sich zeigen, dass diese Vorstellungen revidiert werden müssen.

Nun ist es sicher immer wieder wichtig zu betonen, dass die Forderung nach Gleichberechtigung von Frauen mit Männern zurückgeht auf die Pionierin Olympe de Gouges, eine Französin, die bereits im Jahre 1791 in einer Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin in 17 Artikeln die Gleichstellung der Frauen forderte. Aber: Von der französischen Revolution bis zur Umsetzung des Wahlrechts der Frauen oder des Rechts auf Bildung brauchte das Deutsche Reich noch mehr als 100 Jahre. Noch im Jahre 1900 hielt das bürgerliche Gesetzbuch an der ‚natürlichen Vorherrschaft des Mannes‘ fest und das allgemeine Wahlrecht für Frauen trat erst im Jahre 1918 in Kraft. Frauen wurden seit dem Jahr 1903 zum Staatsexamen für Oberlehrerinnen zugelassen, die Zulassung zum Medizinstudium erfolgte jedoch erst im Jahre 1908, über 40 Jahre nachdem sie in anderen europäischen Staaten (Pioniere sind hier die Universitäten Zürich und Paris) bereits eingeführt war. Ein Blick auf die Entwicklung im damaligen osmanischen Reich, Vorläufer der Türkischen Republik, versetzt uns in Erstaunen: Seit 1842 gab es eine Hebammenausbildung und seit 1876 eine Lehrerinnenausbildung. Bereits im Jahre 1915 wurde eine Frauenuniversität eingerichtet und Frauen erhielten nach der Gründung der türkischen Republik im Jahr 1923 gleiche Scheidungs- und Erbrechte, die Polygynie wurde abgeschafft. Zwischen 1930 und 1934, zu einer Zeit, zu der der deutsche Faschismus das passive Wahlrecht für Frauen bereits wieder abschaffte, erhielten türkische Frauen das aktive und passive Wahlrecht – lange vor vielen westlichen Ländern (Frankreich 1944; Belgien 1946),



beispielsweise der Schweiz, die auf Bundesebene dieses Recht erst im Jahre 1971 einführt und in einem Kanton, Appenzell Innerrhoden, erst im Jahre 1990. Die osmanische Frauenbewegung, die sich in der Spätphase des osmanischen Reiches gegründet hatte und eng mit der Bewegung der Jungtürken verbunden war, prangerte bereits 1890 die Vorschrift zum Tragen einer Gesichtsbdeckung und eines Schleiers an und setzte sich für die Frauenbildung und -erwerbstätigkeit ein. Die Ideen dieser Bewegung kamen aus Paris, wohin die osmanische Elite ihre Kinder, junge Männer und Frauen zum Studium geschickt hatte. Die Modernisierungsvorstellungen, die sie mitbrachten, gingen davon aus, dass die Frage der Verbesserung der Frauenrechte entscheidend, sozusagen der Lackmустest, für die Modernisierung des gesamten Staatssystems sei. Beim Umsturz eines maroden Systems, des osmanischen Großreichs, galt Westeuropa als Leitbild für die Entwicklung der türkischen Republik. Eine sehr schöne Veranschaulichung der Vorstellung von Modernisierung und Frauenemanzipation sind die Aktivitäten der ersten Pilotin, Belkis Şevket, die im Jahre 1914 ihre Flugerlaubnis erhielt und ihre Flügel zum Austeilen von Flugblättern über Frauenrechte benutzte.

Die Ideen dieser Bewegung kamen aus Paris, wohin die osmanische Elite ihre Kinder, junge Männer und Frauen zum Studium geschickt hatte.

Als einzigem islamisch geprägten Land gelang es der Türkei, bei der Staatsgründung das islamische Zivilrecht abzuschaffen – es wurde bereits 1926 (von dem Justizminister Mahmut Esat, der in der Schweiz Jura studiert hatte) durch das Schweizer Zivilrecht ersetzt. In der Modernisierungseuphorie der Gründerjahre der Republik lassen sich interessante Begründungsmuster für den Reformprozess finden. So wurde etwa die Notwendigkeit für eine Gleichstellungspolitik mit der Rückkehr zu den Werten der vorislamischen und vor-osmanischen Periode begründet, in der, so der führende Intellektuelle Ziya Gökalp, die Türken

demokratisch und feministisch waren; Männer und Frauen hätten damals gleiche Entscheidungsrechte gehabt und dieses Erbe gelte es nun in der türkischen Republik zu beleben.

Man kann heute sagen, dass die Türkei ihre progressive Gesetzgebung der Tatsache verdankt, dass das Land sich 1923 als Republik ‚neu erfinden‘ konnte, ja neu erfinden musste und dabei westliche Modernität mit vor-islamischen (nomadischen) Gleichheitsmythen verband. Der so genannte ‚*Staatsfeminismus*‘, der seit 1923 bis in die späten Jahrzehnte des zwanzigsten Jahrhunderts dominant geblieben ist, und der vor allem den weiblichen Mitgliedern der städtischen Eliten den Zugang zu Bildung und zum Erwerbsleben ermöglicht hat, wurde erst nach dem Militärputsch von 1980 allmählich und stärker in den 1990er Jahren von einer neuen Frauenbewegung herausgefordert. Dazu später mehr.

Auch in Spanien wurde bereits im 19. Jahrhundert, vor allem nach der Revolution 1868 die ‚Frauenfrage‘ thematisiert. Vergleichbar mit der Türkei finden wir in Spanien eine – im Unterschied zu westeuropäischen Ländern – späte Industrialisierung und Modernisierung. Darüber hinaus sind der Einfluss der katholischen Kirche, die über lange Zeit die Ideen der bürgerlichen Revolution blockierte sowie die 36 Jahre (1939-75) andauernde Diktatur unter Franco kennzeichnend für den Verlust von Frauenrechten. In der kurzen Zeit der II. Republik (1931-39), die dem spanischen Faschismus vorausging, erhielten Frauen das Wahlrecht, wurde die Gleichheit von Männern und Frauen – innerhalb und außerhalb der Ehe – anerkannt und die Säkularisierung der Ehe ermöglicht (standesamtliche Trauung). Eine Betrachtung der Übersichtstabelle weist darauf hin, dass der Zugang zu Bildung für Frauen etwa zeitgleich mit anderen europäischen Ländern verlief, jedoch die zivilen und politischen Rechte erst in den 1930er Jahren kamen, als sie im Deutschen Faschismus bereits wieder verschwanden. Die katholische Kirche betrachtete den Feminismus als Bedrohung für die Traditionen und befürchtete, dass dieser das soziale und familiäre Leben zerstören wolle. Doch hat sie sich in der Periode der zwei-



ten Republik auch den neuen Herausforderungen dadurch geöffnet, dass sich aus dem Sozialkatholizismus, der sich mit der Lage der städtischen Arbeiter beschäftigte, heraus ein katholischer Feminismus entwickelte, der dem republikanischen Feminismus ein eigenes Frauenbild entgegensetzte: Den Republikanerinnen unterstellte man, dass sie die Frauen zu Kopien von Männern machen wollten, während von der Weiblichen Katholischen Jugend (Juventud Catolica Feminina) die Rolle der Frau in der Familie aufgewertet wurde. Dort habe sie ihren Platz neben dem Mann, dessen Aufgabe das Beschützen und Ernähren von Frau und Kindern sei.

Der Gleichheitsfeminismus wird kritisiert als Versuch, Frauen die Nachahmung männlicher Identitätsmodelle nahezulegen.

Hier zeigt sich eine Argumentationsfigur, die wir vielfach in den unterschiedlichsten Ländern und über die gesamte Zeit der Kämpfe um Frauenrechte finden: *Gleichheit versus Differenz*. Der Gleichheitsfeminismus betrachtet es als sein Ziel, die Gleichberechtigung auf jeder rechtlichen und sozialen Ebene zu realisieren; das erschöpft sich nicht in der nominalen und numerischen Herstellung von Gleichheit, sondern umfasst auch die Überwachung der Prozesse, die zu deren Verwirklichung führen. Der Differenz-Feminismus dagegen verwirft nicht unbedingt die Forderung nach Gleichstellung, beharrt jedoch darauf, dass weibliche Werte, die Frauen über ihre Sozialisation erwerben, sich deutlich von Männern unterscheiden, Frauen seien stärker als Männer an Gewaltverzicht, Frieden und Konfliktvermeidung interessiert; Kern dieser Überlegungen ist die *Mutterschaft*, die Frauen als soziale Wesen eine besondere Aufgabe in der Sorge für andere zuschreibe. Der Gleichheitsfeminismus wird kritisiert als Versuch, Frauen die Nachahmung männlicher Identitätsmodelle nahezulegen. Den Gleichheitsfeministinnen dagegen missfällt am Differenzfeminismus, dass er Frauen naturalisiert und idealisiert, dass tradierte Geschlechterstereotype

fortgeschrieben werden, und dass keine neuen Identitätsmodelle, in denen Frauen die Ernährerrolle übernehmen und Männer etwa als fürsorgende Partner fungieren, möglich erscheinen. Dieser ‚Streit um Differenz‘ über die Verschiedenheit der Geschlechter und die Frage, welche Implikationen dies für die Emanzipation hat, hält bis heute an in der gesamten Auseinandersetzung über die Gleichstellungsfrage.

In Spanien wurden viele Rechte, die in der zweiten Republik erkämpft worden waren, mit dem Faschismus wieder zunichte gemacht – Frauen schlossen sich als Gruppe der antifaschistischen Bewegung an – viele mussten ins Exil fliehen und starben dort.

Ein anderer wichtiger Streitpunkt, der bereits Mitte/Ende des 19. Jahrhunderts zu einer Spaltung führte, ist die Frage nach der Priorität der Frauenemanzipation im Zusammenhang mit dem jeweiligen Gesellschaftsmodell. Während die bürgerliche Frauenbewegung sich – ganz im Sinne der Aufklärung – für die Realisierung der bürgerlichen Freiheiten für Frauen einsetzte und dabei Nachdruck auf *individuelle* Rechte legte, betonte die proletarische Frauenbewegung, dass die ‚Befreiung der Frau‘ nur im Rahmen einer *kollektiven Gleichstellung* von Arbeitern und Bürgern stattfinden könne, also in einer Gesellschaft, die ‚gleiche Rechte für alle Gruppen‘ anerkennt.

Die Emanzipation der Frau wurde dementsprechend als eine automatische Folge der Emanzipation der Arbeiterklasse betrachtet, als Nebenwiderspruch, der durch die Lösung des Hauptwiderspruchs (Kapital versus Arbeit) erledigt würde. Diese letzte Position war in die Programmatik der sozialistischen und kommunistischen Parteien eingebettet.

Die Entwicklungen in Russland, auf die ich jetzt zu sprechen komme, zeigen dies besonders gut. In vieler Hinsicht waren die Frauen Russlands ihren ‚Schwestern‘ im 19. Jahrhundert voraus – eine Aktion von 400 Frauen, die im Jahre 1868 die Öffnung der St. Petersburger Universität für Frauen forderte, ist dafür ein Beispiel. Bevor zehn Jahre später eine Frauenuniversität in St. Petersburg eröffnet wurde, gingen Russinnen zum Studium ins Ausland. Jahr-

zehnte bevor die ersten Französisinnen und Schweizerinnen in Paris und Luzern eine Universität betraten, absolvierten sie dort bereits ein Studium. Der englische Philosoph John Stuart Mills, ein Verfechter der Frauen-Menschenrechte, gratulierte den St. Petersburger Frauen mit folgenden Worten zu ihrem Erfolg:

„Mit einem gewissen Vergnügen, gemischt mit Bewunderung, habe ich von den aufgeklärten und mutigen Frauen in Russland erfahren, welche die Frage der Teilhabe ihres Geschlechts in den verschiedenen Zweigen der höheren Bildung – Geschichte, Philologie und Naturwissenschaft, einschließlich der medizinischen Praxis – aufgeworfen haben, so dass hervorragende Kräfte der akademischen Welt sich zum Wohle höherer Frauenbildung einsetzen. Dies haben gebildete Nationen im übrigen Europa für sich gefordert, aber ohne Erfolg. Dank Ihnen, verehrte Damen, mag Russland dies Ziel vor den anderen erreichen.“ (Mills 1878 zitiert in Malyševa 1994: 11).

Ein Blick auf unsere Tabelle zeigt, dass die russischen Frauen fast überall die ersten waren. Eine der wichtigsten Vertreterinnen der Frauenrechte, Alexandra Kollontai, die im Jahre 1922 als erste Sozialministerin des 20. Jahrhunderts eine starke Rolle der Frau mit dem bolschewistischen Gesellschaftsmodell verband, setzte sich auch für die Liberalisierung des Abtreibungsrechtes ein, über das hier noch zu reden sein wird.

In der gigantischen Modernisierungsoffensive der Bol-

schewisten wurden Frauen zum Symbol der Erneuerung torpediert: die weibliche Traktorfahrerin (Frauen in ‚Männerberufen‘) als Zukunftsmodell. Die russische Soziologin Marina Malyševa (1994: 16) bewertet diese Periode als *Pseudogleichheit*:

„Eine neue historische Menschengemeinschaft bildete sich, die Sowjetmenschen, geschlechts- und fleischlose Menschen. Von der einzigen Idee besessen, der des Ausbaus des Kommunismus. Darüber hinaus hatte die Partizipation von Frauen am sozialistischen Aufbau selbst mit Befreiung nichts zu tun, sie beruhte auf Kooptation: der Implementierung von *Pseudogleichheit*“.

Die meisten Analysen der russischen/sowjetischen Entwicklung betonen, dass die Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt vor allem aus der wirtschaftlichen Notwendigkeit heraus geschah; der enorme Verlust von Männern im Zweiten Weltkrieg und durch die stalinistischen Verfolgungen hatte einen permanenten Frauenüberschuss zur Folge. Bis zum heutigen Tag, auch nach dem Verfall des Sowjetreichs und der Neubildung des russischen Staates, leiden Frauen unter der Doppelbelastung von Familienarbeit und Erwerbstätigkeit; mit anderen Worten: Frauen sind vollständig in die Erwerbsarbeit integriert und erledigen auch noch die Familienarbeit, während Männer eher davon *entlastet* sind, also in der Familienarbeit einen Gästestatus einnehmen (Ritter 2001).

Wichtig ist es hier zu betonen, dass seit 1917 die Gleich-

	Deutschland	Türkei	Spanien	Russland
Frauenwahlrecht	1918	1930	1931	1917
Verlust des passiven Wahlrechts	1933	-	-	-
Lehrerinnen-ausbildung	1894	1876	1858	1845
Universitätsstudium	ab 1908	1915	1910	•seit den 1860er Jahren im Ausland •in Russland ab 1872
Abtreibung (BRD: §218)	•1871: Zuchthaus •1927: medizinische Indikation •1935: Pflicht/Strafe •1972 DDR: Fristenlösung •1976 BRD: medizinische Indikation •1992: Fristenlösung und Beratungspflicht	•bis 1982: medizinische Indikation •seit 1983: Fristenregelung bis zur 10. Woche	•1985: medizinische Indikation •2007/2008: Kampf für Fristenlösung	•1920: erstmalig Abtreibung auf Wunsch der Frau •1955: Fristenregelung bis zur 12. Woche



stellung von Frauen ein Projekt des *Staatsfeminismus* war und zumindest die Gleichstellung auf der rechtlichen Ebene realisiert war. Erst heute, in der Transformation des frühen 21. Jahrhunderts, sind russische Frauen wieder gezwungen, sich mit konservativen Akteuren – z.B. der orthodoxen Kirche – auseinanderzusetzen und für den Erhalt ihrer nominalen Rechte zu kämpfen. Ein großer Teil der Bevölkerung Russlands ist im Zuge der Transformation verarmt und Frauen tragen die Hauptlast der Alltagsbewältigung.

Aktivistinnen, die in der Frauenfriedensbewegung aktiv waren, wurden als ‚Vaterlandsverräterin‘ diskreditiert.

Bevor ich mich jetzt mit großen Sprüngen zur zweiten Welle der Frauenbewegungen begeben, sei hier noch darauf hingewiesen, dass die Hochphase der Frauenbewegungen, die von der *Internationalisierung der Frauenfrage* bestimmt war, sich dadurch auszeichnete, dass die Frauenrechtlerinnen Europas sich häufig, mindestens alle zwei Jahre, in einem anderen Land trafen, um über Fort- und Rückschritte zu debattieren und dabei von den Strategien der Akteurinnen anderer Länder zu lernen. Ein breites Themenspektrum umfasste das Frauenwahlrecht, den Zugang zu Bildung, das Recht auf Erwerbsarbeit, gleiche Bezahlung für gleiche Arbeit, den Kampf um bessere Gesundheitsversorgung und bessere Wohnbedingungen sowie das Recht auf Abtreibung und sexuelle Autonomie, aber auch den Einsatz für Frieden. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden diese Aktivitäten sukzessive durch Kriege, wirtschaftliche Katastrophen, den Faschismus und den Stalinismus ausgebremst und Frauen wurden vor allem auf ihre kollektiven Pflichten als Angehörige einer Nation festgelegt – sie sollten das Überleben der Nationen durch ihre Arbeit an der ‚Heimatfront‘ sichern und durch ihre Gebärfähigkeit den Fortbestand der Nation sichern. Aktivistinnen, die in der Frauenfriedensbewegung aktiv waren, wurden als ‚Vaterlandsverräterin‘ diskreditiert.

Unerledigte Themen – Die zweiten Wellen der Frauenbewegungen

Ein neuer ‚frauenpolitischer Aufbruch‘ entwickelte sich in vielen europäischen Ländern erst im Anschluss an die Studentenbewegung. Viele Frauen, die etwa in der deutschen ‚68er Bewegung‘ organisatorische Erfahrung in den linken Gruppierungen gesammelt hatten, konnten dieses ‚Training‘ in der Aktivierung von Gleichgesinnten, der Organisation von Demonstrationen etc. nutzen, um sich schließlich Gehör für feministische Forderungen zu verschaffen. Die so genannte ‚Zweite Welle der Frauenbewegungen‘ beschäftigte sich mit den „unerledigten Themen der ersten Bewegung“ (Gerhard 1994; 2003). Während die westdeutschen Frauen auf die Straße gingen und ihre Anliegen aus dem Privatraum in die Öffentlichkeit trugen, diskutierten – zeitversetzt – ostdeutsche Frauen in den 1980er Jahren eher im halböffentlichen Raum von Kirchen und erweiterten Privaträumen, da der öffentliche Raum für autonome Forderungen nicht zur Verfügung stand. Mit einiger Zeitverschiebung entstand in den 1990er Jahren in der Türkei eine neue Frauenbewegung, deren Pionierinnen ehemalige Aktivistinnen der 1980 durch die Militärs zerstörten Linken waren.

Paradigmatisch war in den westlichen Ländern Europas die Forderung der autonomen Frauenbewegung nach Abtreibungsrecht: „Mein Bauch gehört mir“ war das Motto der deutschen Bewegung. Darauf will ich hier kurz eingehen. Heute betrachten wir die Selbstbezeichnungaktionen der deutschen Frauen im Stern 1971 „Ich habe abgetrieben“ als Startschuss für die Aktivierung. Hiermit wurde ein altes ‚unerledigtes‘ Thema aufgegriffen – siehe das von Käthe Kollwitz gezeichnete Plakat der KPD aus den 1920er Jahren – nun, 1971, allerdings in einer neuen Form und zwar als ein individuelles Recht von Frauen über werdendes Leben selbst bestimmen zu können. Ein Blick auf die Zusammenschau der Abtreibungsverbote, zeigt, dass das Thema in Deutschland ein ‚Dauerbrenner‘ war; im deutschen Faschismus wurden Nicht-Arier und behinderte Menschen zur Abtreibung gezwungen während sie

für sog. Rassen-Reine verboten wurde; nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der § 218 immer wieder heftig diskutiert – das letzte Mal im Zuge der Wiedervereinigung. So gelang im Jahre 1992 die Übernahme der liberalen Fristenregelung der DDR, die von der Mehrheit der im Parlament vertretenen Frauen gewünscht wurde, *nicht*, sondern man koppelte eine *Beratungspflicht* an die Regelung.

In der Türkei und in Russland gilt dagegen seit Jahrzehnten eine liberale Fristenregelung; in Spanien wiederum findet in allerjüngster Zeit eine öffentliche Auseinandersetzung für und gegen eine Fristenregelung statt – konservative politische Kräfte und die katholische Kirche leisten dabei gegen die Liberalisierung erbitterten Widerstand.

Der Kampf um Straffreiheit bei Abtreibung ist ein Lehrstück in vieler Hinsicht: Er zeigt, dass selbst in stark individualisierten Gesellschaften, wie den westlichen, bestimmte individuelle Entscheidungen als dem Allgemeinwohl nachrangig betrachtet werden – die Frage also, ob eine schwangere Frau eine Schwangerschaft austragen möchte, wird ihr nicht selbst überlassen, sondern Schwangerschaft wird als ein kollektives – das nationale Kollektiv betreffendes – Thema betrachtet, und dem Staat wird das Recht eingeräumt, mit zu entscheiden; kollektives Recht wird also dem individuellen voran gestellt. Auf ein ähnliches Beispiel werde ich am Schluss noch einmal eingehen, wenn ich auf die Migrationspolitik zu sprechen komme.

Die zweite Frauenbewegung in Westeuropa kann insgesamt sicher als Erfolgsgeschichte betrachtet werden – in kurzer Zeit wurden Gleichstellungsbemühungen auf vielen Ebenen realisiert: Auf dem Arbeitsmarkt, im Familienrecht, im Bildungsbereich und auch in der Politik. Gleichzeitig wissen wir jedoch heute, dass es nach wie vor eine tiefe Kluft zwischen erklärter und praktizierter Politik gibt, dass wir heute in allen hier zur Debatte stehenden Ländern keine Parität in der politischen Partizipation von Frauen haben, dass Führungspositionen nach wie vor drastisch männlich dominiert sind, dass Frauen – besonders in Deutschland – weniger verdienen als Männer, dass es also nach wie vor ‚unerledigte Themen‘ gibt.

Die zweite Frauenbewegung in Westeuropa kann insgesamt sicher als Erfolgsgeschichte betrachtet werden.

Auf die heute oft gehörte Frage, ob der Feminismus denn immer noch notwendig sei, mittlerweile gebe es ja schließlich eine deutsche Bundeskanzlerin, kann eigentlich nur geantwortet werden, dass der Feminismus erst dann überflüssig sein wird, wenn Fragen dieser Art nicht mehr gestellt werden – wenn es also zur politischen Normalität gehört, dass Frauen an der Spitze eines Staates stehen. In den vergangenen dreißig Jahren hat sich die Frau-

enbewegung in Westeuropa ‚professionalisiert‘, d.h. Frauenberatungs-, -förderungs- und -bildungsprojekte sind entstanden, Frauenbeauftragte in Verwaltungsorganisationen und politischen Parteien haben sich den Forderungen nach Gleichstellung geöffnet. Aber gerade hier lässt sich zeigen, dass es keinen Status quo gibt – denn viele Projekte, die von Betroffenen angenommen waren, wurden bei Regierungswechseln reduziert oder verschwanden gänzlich. Dass nach heftigem Widerstand und jahrelangen Verzögerungen in Deutschland ein Allgemeines Gleichstellungsgesetz ratifiziert wurde und dass über die Gender Mainstreaming-Verwaltungsvorschriften weiterhin an der faktischen Gleichstellung von Frauen gearbeitet wird, ist vor allem der EU zu verdanken. Innerhalb des Europäischen Parlaments hat der Feminismus – stark beeinflusst durch die Skandinavierinnen – sicher seine größten Erfolge gefeiert – egal ob es um Lohndiskriminierung oder Benachteiligungen im Scheidungsrecht geht – hier sind Meilensteine gesetzt worden, und die Frage der Gleichstellung von Mann und Frau ist mittlerweile zu einem Prüfstein in Sondierungsverhandlungen mit Beitrittskandidaten geworden. In der Türkei hat dieses Kriterium beispielsweise dazu geführt, dass in den vergangenen Jahren ausgerechnet in der Regierungszeit der AKP-Regierung die Verbesserung der Rechtssituation für Frauen in einen regelrechten Strudel geraten ist – seit den Anfängen der Türkischen Republik gab es keine Regierung, die die Frauenrechte in so kurzer Zeit stärkte (EU Bericht über die Rolle der Frauen in Gesellschaft, Wirtschaft und Politik der Türkei (2006/2214(INI))). Dass es gleichzeitig eine heftige Auseinandersetzung in der Türkei über die Frage der Zulassung von Kopftuchträgerinnen in Schulen und Universitäten gibt, gehört zu den vielen Widersprüchlichkeiten, mit denen wir uns im 21. Jahrhundert auseinandersetzen müssen. In der Türkei haben sich seit den 1990er Jahren verschiedene Frauengruppen politisch oder autonom organisiert – neben einer auf das säkularisierte Europa gerichteten Bewegung gibt es auch die so genannten Turban Feministinnen, die für Religionsfreiheit und Anerkennung ihrer religiösen Rechte kämpfen, sowie eine kurdische Frauenbewegung, die die Anerkennung von Minderheitenrechten einfordert. Ähnliche Spaltungen gibt es in Spanien, wo katholische Frauenorganisationen z.T. andere Ziele verfolgen als die autonome Frauenbewegung oder die baskischen Frauen.

In Russland dagegen setzen sich Frauen im Zuge der Systemtransformation zunächst einmal für die Einhaltung von allgemeinen Menschenrechten und demokratischen Regelungen ein, die zur Schaffung einer Zivilgesellschaft notwendig sind. Der Übergang von einem totalitären in ein demokratisches System ist ganz offensichtlich ein langwieriges Projekt, in dem Frauen vor allem als ‚Mütter‘ von Söhnen – etwa von Soldaten im Tschetschenienkrieg – die Öffentlichkeit zu aktivieren suchen. Viele Analysen der heutigen russischen Gesellschaft stellen fest, dass der



westliche Feminismus als Vorbild von russischen Frauen abgelehnt und eher nach einem eigenen Weg gesucht wird. Kritisiert wird dabei – ähnlich wie in der Türkei – dass die im Westen bevorzugten, auf das Individuum gerichteten Rechte, die kollektiven Bindungen und Loyalitäten von Frauen – etwa ihre Einbindung in die Familie – unberücksichtigt lassen. Diese Auseinandersetzung über die Spannungen zwischen *individuellen* und *kollektiven* Rechten wird vorläufig auch nicht zu lösen sein, da sie eingebettet sind in die jeweilige Politik und Ökonomie eines Staates.

Unerledigte und zukünftige Themen

Junge Frauen und Männer in Deutschland haben heute oft den Eindruck, dass es keine unerledigten Themen mehr gibt – im Bildungsbereich haben die Mädchen ihre männlichen Mitschüler überflügelt – an den Universitäten sind sie bis auf die Technik- und naturwissenschaftlichen Fächer sehr gut vertreten. Desillusionierungen stellen sich bei vielen jungen Frauen oft erst beim Übergang in das Berufsleben ein, wenn sie merken, dass es in der Tat so etwas wie ein gläsernes Plafond gibt, also eine Marginalisierung vor allem dann, wenn sie Beruf und Mutterschaft miteinander in Einklang bringen wollen. Die ungleiche Bewertung von Erwerbsarbeit und Fürsorge- oder Familienarbeit ist ein Thema, das bereits aus den 1970er Jahren, als Frauen für den verstärkten Zugang zur Arbeitswelt gekämpft haben, stammt und das heute in verschärfter Form auftritt – unsere Berufswelt erwartet heute Flexibilität und ad hoc Einsatz weit über die gängigen Arbeitszeiten hinaus – mit einem verlässlichen Versorgungsarrangement für Kinder ist das nicht zu vereinbaren. Die Umverteilung und Gleichverteilung von Hausarbeit und Fürsorgearbeit ist in Deutschland sowie in anderen modernen Gesellschaften keineswegs gelungen – nicht nur, aber besonders in Deutschland fühlen sich junge Mütter, die erwerbstätig bleiben wollen, latent schuldig – die aktuelle Debatte über Krippenplätze und Familiengeld belegt das. Interessant ist weiterhin, dass Männer immer noch zu einem sehr geringen Anteil die Elternzeit in Anspruch nehmen, und die

jüngeren Zeitbudgetstudien zeigen, dass Frauen weiterhin die Hauptlast der Familienarbeit tragen.

Weitere Themen sind: die unterschiedliche Bewertung von Familien- bzw. Pflegearbeit und Erwerbsarbeit; die Differenzen in der Entlohnung von Männern und Frauen und die Deregulierung der Löhne; das Verarmungsrisiko (bei Teilzeitarbeit); die weiterhin fehlende Akzeptanz der unterschiedlichen, nicht hetero-sexuellen Identitäten; die Frage der Gewalt (institutionell/individuell); etc. Diese Liste kann erweitert werden.

Junge Frauen und Männer in Deutschland haben heute oft den Eindruck, dass es keine unerledigten Themen mehr gibt.

Einige dieser Themen werden wohl auf absehbare Zeit unerledigt bleiben. Auch hat sich in jüngster Zeit eine andere Debatte entwickelt, die uns in der Zukunft weiter beschäftigen wird und auf die ich hier noch eingehen will: die Debatte um *Geschlecht und Diversität*. Im Zuge der Demokratisierungsentwicklung und der Kämpfe um Anerkennung verschiedener sozialer Bewegungen, hat sich das Diversitätsbewusstsein in unserer Gesellschaft verstärkt. Damit ist die Wahrnehmung vielschichtiger Konfigurationen sozialer Ungleichheiten und Differenzen gemeint. Innerhalb der Frauenbewegungen hat die Frage nach den Unterschieden zwischen Frauen bereits zu diversen Debatten geführt – wie hier auf dem spanischen Plakat zu sehen ist, wenden sich Frauen aus Minderheitengruppen gegen Paternalismus und fordern, für sich selbst sprechen zu dürfen. Sie machen darauf aufmerksam, dass ihre Situation – hier sehen wir eine schwarze Frau, eine Muslimin, eine Frau im Rollstuhl, usw., sich von der vieler weißer Mittelschichtsfrauen unterscheidet – sie sind potentiell Mehrfachdiskriminierungen ausgesetzt und befinden sich insbesondere dann, wenn sie keine Staatsbürgerinnen sind, in einer prekäreren Lage als die Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft.

Ich sagte bereits zu Anfang, dass die Nationalstaaten Europas nach wie vor darauf bestehen, die Migrationspo-



litik nicht als Gemeinschaftsangelegenheit zu betrachten, sondern nach den eigenen Bedürfnissen zu gestalten. Das Resultat davon sind sehr unterschiedliche Entscheidungen in Bezug auf die Öffnung des jeweiligen nationalen Arbeitsmarktes und den Umgang mit Migrantinnen und Migranten.

Im Gegensatz zu Spanien etwa hat es in Deutschland keine Legalisierung von illegalen MigrantInnen gegeben – obgleich hier bei uns, genau wie in Spanien, tausende von Migrantinnen als Haushaltsarbeiterinnen in Privathaushalten putzen, kochen, Kinder betreuen oder alte und kranke Menschen pflegen. Ohne diese Arbeit könnten viele Erwerbstätige, die sog. Karrierefrauen und -männer in Spanien, Deutschland und vielen anderen europäischen Ländern ihrer Berufsarbeit nicht nachgehen. Während Spanien den Bedarf in diesem Bereich anerkennt und denen, die nachweislich in diesem Sektor gearbeitet haben, ermöglicht, sich zu legalisieren, sind wir in Deutschland von solch einer Regelung weit entfernt. Beiden Ländern ist allerdings gemeinsam, dass diese Tätigkeit schlecht bezahlt wird. Die Legalisierung bzw. Illegalisierung von Haushaltsarbeit und Pflege ist ein Bereich, über den in Zukunft noch zu sprechen sein wird (Lutz 2007, 2008).

Die Thematisierung von sozialer Ungleichheit, Benachteiligung, Ausbeutung, Marginalisierung und verweigerter Zugehörigkeit von Menschen, nicht bzw. nicht (nur) weil sie Frauen sind, sondern weil sie als ‚kulturell oder ethnisch Andere‘ von der Mehrheitsgesellschaft ausgeschlossen werden, steht noch aus.

Viele Frauenbewegungen haben mittlerweile angefangen, sich mit Differenzen zwischen Frauen auseinanderzusetzen. Einfach ist dies nicht, denn auch die Frauenbewegungen sind nicht frei von ideologischem Dissens und auch bei diesen Auseinandersetzungen handelt es sich tendenziell um (diskursive und materielle) Machtkämpfe.

Bei der Wahrnehmung von Widersprüchen und der Akzeptanz von Verschiedenheit hilft jedoch möglicherweise ein *geschärftes Unrechtsbewusstsein*, das – wie hier gezeigt

wurde – im Kampf um Frauen-Menschenrechte internationale Tradition hat. In diesem Sinne möchte ich nun enden mit dem Zitat aus einem offenen Brief, den 600 Frauen: Journalistinnen, Schriftstellerinnen und Feministinnen vor einigen Woche unter der Überschrift: „Wir sind noch nicht emanzipiert“ in der Türkei veröffentlicht haben. Sie schreiben, dass sie erst an dem Tag zufrieden sein werden, an dem die Gesetze und das Klima in der Türkei „den Kurden und allen anderen Gruppen, die wir in die ‚Anderen‘ verwandelt haben, gestatten, sich als tragende Elemente unserer Gesellschaft fühlen zu dürfen.“

Der Brief endet mit dem Satz: „Als Menschen, die wissen, wie es ist, wenn die eigenen Freiheiten beschnitten werden, wehren wir uns gegen jede Form von Diskriminierung, Unterdrückung und Zwang.“ (Süddeutsche Zeitung, 3.3.2008, S.11).

Das Erstaunliche an diesem Brief sind seine Protagonistinnen – es handelt sich dabei um 600 Frauen, die das Kopftuch tragen.

Umstritten machen diesen Brief nicht seine Inhalte, die können auch viele andere, westlich orientierte feministische Gruppierungen unterschreiben, problematisch dagegen sind für viele türkische Feministinnen die Unterzeichnerinnen selbst und ihr Begehren nach einer öffentlichen Anerkennung ihrer religiösen Orientierung.

Meine Damen und Herren; sollten es die türkischen Frauen schaffen, mit diesen Widersprüchen produktiv umzugehen und solche Gegensätze auszuhalten und auszuhandeln, dann wäre das für alle eine gute Nachricht und eine Herausforderung auch für uns in Deutschland.

Dr. Helma Lutz ist Professorin für Frauen- und Geschlechterforschung an der J.W. Goethe-Universität Frankfurt/M.

Prof. Dr. Helma Lutz hielt diesen Vortrag auf der Veranstaltung des Frauenministeriums zum Internationalen Frauentag am 06.03.2008 in Essen.

Quellen:

Bianchi, Vera (2003): Feministinnen in der Revolution. Die Gruppe Mujeres Libres im Spanischen Bürgerkrieg • Cantó Milá, Natália (2003): Frauenbewegungen in Spanien: Ein Blick zurück und ein Blick nach vorn. In: Miethe, Ingrid/ Roth, Silke (Hrsg.): Europas Töchter, S. 119-148 • Europäisches Parlament (2007): Bericht über die Rolle der Frauen in Gesellschaft, Wirtschaft und Politik der Türkei (2006/2214)(INI). Ausschuss über die Rechte der Frau und die Gleichstellung der Geschlechter. Berichterstatterin: Emine Bozkurt. • Feministische Studien (1994): Schwerpunkttheft, Frauenbewegungen, 12 Jg. Heft 2 • Gerhard, Ute (1994): National oder International. Die internationalen Beziehungen der deutschen bürgerlichen Frauenbewegung. In: Feministische Studien, 12 Jg., Heft 2, 1994, S. 34-53 • Godel, Brigitta (2001): 80 Jahre sowjetisch-russischer Frauenpolitik und Frauenpartizipation: Die behinderte Entwicklung zur Autonomie. In: Martina Ritter (Hg.): Zivilgesellschaft und Gender-Politik in Rußland. Frankfurt/ Main: Campus 2001, S. 97-125 • González-Calbet, María Teresa (1988): El surgimiento del Movimiento Feminista. 1900- 1930. In: Folguera, Pilar (Hrsg.): El feminismo en España. Dos siglos de historia, S. 51-56, Editorial Pablo Iglesias, Madrid • Lutz, Helma (2007): Vom Weltmarkt in den Privathaushalt. Die neuen Dienstmädchen im Zeitalter der Globalisierung. Opladen. Barbara Budrich • Lutz, Helma (2008) (Hrsg.): Migration and Domestic Work. A European Perspective on a Global Theme. Aldershot: Ashgate • Mališewa, Marina (1994): Feminismus und Bolschewismus. Zwei Welten, zwei Ideologien. In: Feministische Studien, 6-19 • Meshcherkina, Elena (2001): Die russische Familie am Scheideweg – Neue Trends und alte Muster. In: Martina Ritter (Hg.): Zivilgesellschaft und Gender-Politik in Rußland. Frankfurt/ Main: Campus 2001, S. 41-66 • Miethe, Ingrid & Silke Roth (Hrsg.) (2003): Europas Töchter, Opladen: Leske und Budrich • Morbillo, Aurora (1988): feminismo y lucha política durante la II. República y la Guerra Civil. In: Folguera, Pilar (Hrsg.): El feminismo en España. Dos siglos de historia, S. 57-83, Editorial Pablo Iglesias, Madrid • Moreno, Amparo (1988): La réplica de las mujeres al franquismo. In: Folguera, Pilar (Hrsg.): El feminismo en España. Dos siglos de historia, S. 85-110, Editorial Pablo Iglesias, Madrid • Pardo, Rosa (1988): El feminismo en España: breve resumen, 1953-1985. In: Folguera, Pilar (Hrsg.): El feminismo en España. Dos siglos de historia, S. 133-140, Editorial Pablo Iglesias, Madrid • Rabe, Cordula (1997): Nachfranquistisches Spanien und Film, Coppi-Verlag, Alfeld/Leine • Ritter, Martina: Müttermacht im Patriarchat – Geschlechterverhältnisse in Russland. In: Martina Ritter (Hg.): Zivilgesellschaft und Gender-Politik in Rußland. Frankfurt/ Main: Campus 2001, S. 21-40 • Ruiz Franco, M^a del R.: Transformaciones, pervivencias y estados de opinión en la situación jurídica y social de las mujeres en España (1931-1939). Historia y Comunicación Social, 2000, n^o 5, pp. 229-254.

El País 14.05.1976 • El País, 16.12.1976 • die taz 25.01.2008

URL

<http://www.europarl.europa.eu/sides/getDoc.do?pubRef=-//EP//TEXT+TA+P6-TA-20070031+0+DOC+XML+VO//DE>
<http://www.graswurzel.net/310/mujeres.shtml>
<http://www.graswurzel.net/282/mujeres.shtml>
<http://www.struggle.ws/ws/spain48.html>
<http://www.nodo50.org/feministas>
<http://www.celem.org>
<http://www.mtas.org>
<http://www.redfeminista.org/noticia.asp?id=5785>
<http://www.xarxafeminista.org/dretalpropicos>

„Ich habe das Glück, auf beiden Seiten leben zu können. Das ist die Jokerkarte.“



Ferdo Forudastan: Frau Bodrožić, in einem Portrait über Sie heißt es: Die Schriftstellerin nimmt sich immer wieder der Suchenden, Umherreisenden, Verlorenen an. Fühlen Sie sich und Ihre Arbeit damit gut getroffen?

Marica Bodrožić: Meine eigene Biographie ist die eines suchenden Menschen, die Figuren in meinen Büchern suchen auch. Die Suche treibt alle Menschen an, welche Art von Suche auch immer, sei es die Suche nach Glück, nach einem Sinn, nach sich selbst ... Ich habe immer das Bild eines Palimpsests vor Augen, einer beschriebenen Seite, die immer wieder neu beschriftet wurde, die durch Schaben oder Waschen gleichsam gereinigt und dann aufs Neue mit Schrift versehen wird. Durchdringt man später Schicht für Schicht, dringt man tiefer vor, kommt man von der äußeren Hülle immer näher an die innere heran.

Ferdo Forudastan: Wenn Sie sich selbst und Ihr eigenes Leben betrachten: Gibt es einen Punkt, an dem diese Suche begann? An dem Sie das Gefühl hatten: Hier will ich etwas über mich, über meinen Werdegang, meine Prägungen wissen; und um das herauszufinden, muss ich mich auf den Weg machen – auch und gerade in meiner literarischen Arbeit?

Marica Bodrožić: Was mich, wie sicher viele andere Menschen auch, existentiell nachhaltig prägt, ist der konkrete und metaphysische Verlust der Kindheit, der Untergang der Unschuld, des Goldenen Zeitalters. Diese Zäsur wurde bei mir durch den Umzug von Jugoslawien nach Deutschland verstärkt. Ich verlor nicht nur die Kindheit als solche, sondern auch alles, was zu ihr im Konkreten gehörte. Es ging mit einem Mal verloren, eben nicht allmählich, sondern plötzlich. Wir gingen in ein fremdes Land mit fremden Menschen und ich war von heute auf morgen Teil



einer mir zunächst fremden Sprache. Natürlich spielt die Zerstörung meiner eigenen Heimat im Krieg eine entscheidende Rolle, es ist also auch Gewalt im Spiel. In so einer Situation bricht die eigene Identität völlig zusammen. Abgründe tun sich auf, die man als schöpferisch arbeitender Mensch ganz anders verarbeitet als jemand, der einfach nur hart schuften muss. Aber für alle von uns bekommt die Suche nach einem besseren Leben einen neuen Sinn. Alles, was man je war und erlebt hat, das trägt man mit sich, man wird eine Art Archiv für das eigene Dasein, das sich automatisch mit den Existenzen der anderen vermischt.

Ferdo Forudastan: Sie schreiben auf Deutsch, der Sprache, die sie perfekt beherrschen, die aber nicht die Sprache ihrer Kindheit ist. In ihrem Buch „Sterne erben, Sterne färben“ begründen sie das so: „Das Größere der Freiheit ist mir im Deutschen möglich geworden gerade durch den Entzug alles Vertrauten.“ Was bedeutet das genau?

Marica Bodrožić: Deutsch ist die Sprache, die es mir erlaubt, einen distanzierten Blick auf die Welt zu behalten. Das Kroatische steht für die Zeit der ersten emotionalen Prägungen, war also die Sprache einer Zeit, in der nicht alle Erfahrungen von Leben und Welt da sein können, ich war neun Jahre alt, als ich wegging. Trotz meiner anderen Herkunft gehöre ich der deutschen Literatur an, die Sprache entscheidet darüber, nicht ich. Etwas anderes ist mein persönliches Leben, da verhalte ich mich oft ganz und gar nicht „deutsch“: Ich sage schnell Dinge, die ich nicht sagen sollte, lache laut, lebe meine Weiblichkeit aus, verstehe mich aber auch als Intellektuelle. In Paris würde nie eine Frau Prada-Parfüm und Lacan-Lektüre als einen Widerspruch sehen. Aber natürlich gibt es in Deutschland

auch die Prada-Lacan-Frauen! In Frankreich oder in Italien ist das aber alles für eine Frau viel selbstverständlicher, in Deutschland eher eine Ausnahme.

Ferdo Forudastan: Wo und wann macht sich das für Sie bemerkbar?

Marica Bodrožić: Hier passieren einer Frau Dinge, die sie in Südeuropa niemals erleben würde, ich trage dort nie meinen Koffer allein. Neulich, da nahm mein Nachbar ein Badezimmerschränkchen für mich entgegen. Meinen Sie, er hat es hoch in meine Wohnung getragen? Hat er nicht, vielleicht weil er dachte, das verträgt sich nicht mit meinem Selbstverständnis als emanzipierte Frau. Hätte sich aber prima damit vertragen!

Ferdo Forudastan: Das Frau-Sein genießen, sich der eigenen Weiblichkeit immer bewusst sein, entschieden feminin auftreten, aber – wie Sie es formulieren – gleichzeitig auch immer signalisieren: „Ich bin nicht domestizierbar.“ Haben Ihnen das Ihre Eltern mit auf den Weg gegeben?

Marica Bodrožić: Nein, im Gegenteil! Meine Eltern haben mich sehr traditionell, sehr katholisch erzogen. Sie waren sicher, dass ich früh heiraten und Kinder bekommen würde. Meinen Freiheitsdrang fanden sie eher unanständig. Dass ich das Abitur nachgeholt, dabei geputzt und gekellnert habe, dass ich mich zur Buchhändlerin habe ausbilden lassen und dann zur Uni gegangen bin, das war für meine Eltern eine Art Affront. Inzwischen hat sich das gelegt. Sie sind sehr stolz auf mich und sehen in mir nicht mehr das schwarze Schaf der Familie. Was ich aber erlebt habe – eigentlich war das eine Kindheit und Jugend des 19. Jahrhunderts –, das erleben



deutsche junge Frauen nicht. Die türkischen zum Beispiel schon. Allerdings kann ich diesen Lebenserfahrungen etwas sehr Positives abgewinnen: Ich habe gelernt, mich über Verbote hinwegzusetzen, ebenso Disziplin und Ausdauer aufzubringen, die Frauen auch in Deutschland brauchen, um ihren eigenen Weg zu gehen ...

Ferdo Forudastan: ... was ihnen selbst hier nicht immer leicht gemacht wird ...

Marica Bodrožić: ... nein, nicht immer, aber es gibt schon an wichtigen Stellen viel Unterstützung. Das Abendgymnasium etwa oder BAföG sind für Frauen, die nach Unabhängigkeit streben, wichtige Hilfen. Für mich war das sogar überlebenswichtig und versöhnt mich mit dieser mir wesensfremden deutschen Unterscheidung in weibliche Frauen einerseits und emanzipierte Frauen andererseits.

Ferdo Forudastan: Die Emanzipationsdebatte erlebt in Deutschland ja gerade eine Art Renaissance. Muslimische Frauen, die hier traditionell leben, die etwa ein Kopftuch tragen, lassen Nicht-Muslime darüber streiten, ob das, mit Blick auf das hiesige Leitbild einer modernen, selbstbewussten, gleichberechtigten Frau hinnehmbar ist. Was meinen Sie dazu?

Marica Bodrožić: Ich meine, dass diese Auseinandersetzung wieder einmal ein Beispiel dafür ist, dass beide Seiten glauben, im Recht zu sein. So entsteht Krieg. Jeder hat gute Gründe und wird so Gegner. Das ist nicht nur ignorant, sondern auch gefährlich, allerdings ist mir das religiös begründete Kopftuchtragen immer sehr fremd gewesen. Dennoch möchte ich immer die Gründe dafür wissen, möchte verstehen, was Frauen genau meinen, wenn sie beispielsweise sagen, sie wollen sich nicht den gierigen

Blicken der Männer aussetzen. Sie argumentieren mit ihrem Körper, begründen es aber mit dem Islam. Ich würde einer Frau nie verbieten, das Kopftuch zu tragen, wenn sie es will, ich glaube aber nicht daran, dass eine Frau, die sich ihrer eigenen Weiblichkeit in voller Freiheit stellt, dies ausschließlich freiwillig tut und dabei religiös, also mit einer Autorität, die über sie gestellt ist, argumentiert. Ich ziehe manchmal Tücher an, aber als Schmuck, weil es sehr schön aussehen kann, aber ich habe nur sinnliche, keine religiösen Argumente dafür. Ich selbst musste übrigens sehr lange dafür kämpfen, meine eigene Weiblichkeit anzunehmen und nach meinen Vorstellungen auszuleben, mich also nicht zu verstecken. Für mich ist das ideologisch definierte Kopftuch eine Form des Sich-Versteckens.

Ferdo Forudastan: In Ihren Büchern geht es häufig auch um die Zwiespältigkeit des Fremdseins, um das Süße und das Bittere daran. Was genau ist süß, was ist bitter?

Marica Bodrožić: Süß ist für mich das, was ich nicht kenne, was mich inspiriert und damit größer macht. Bitter ist das, was weiterhin versperrt bleibt. Es ist bereichernd, die ganz unterschiedlichen Umgangsformen in ganz unterschiedlichen Kulturen zu beobachten und etwas daraus zu lernen. Bitter ist, wenn Unterschiede einsam machen. Dennoch lässt sich Einsamkeit nicht vermeiden. Die Unterschiede können auch kraftvoll und gut sein. Wir müssen nicht alle gleich sein, um einander zu verstehen.

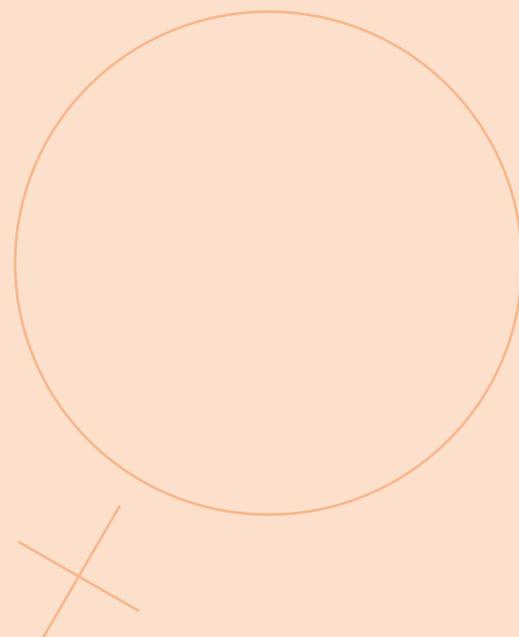
Ferdo Forudastan: Welche ganz konkreten Situationen haben Sie dabei vor Augen, wenn sie von Unterschieden sprechen?

Marica Bodrožić: Das erste Beispiel ist für mich natürlich Geselligkeit und die Art, einander zu begegnen, in Dal-



Marica Bodrožić, geboren in Dalmatien, heutiges Kroatien, wuchs seit ihrem 10. Lebensjahr zweisprachig in Hessen auf. Heute lebt sie als freie Schriftstellerin in Berlin. Sie wurde u. a. mit dem Adalbert von Stifter-Förderpreis und dem Initiativpreis Deutsche Sprache ausgezeichnet. Die deutsch-iranische Journalistin Ferdos Forudastan hat Marica Bodrožić im Auftrag des Frauenministeriums zur Suche nach ihrer Identität und ihrem persönlichen Weg zur Emanzipation befragt.

matien, schon allein aufgrund des mediterranen Klimas, begegnet man einander viel spontaner, auch viel, viel herzlicher. Am Meer ist man automatisch wärmer! Mit den balkanischen Erfahrungen sieht natürlich die Welt hier etwas kühler, ja sogar distanziert aus. Aber präzise Verabredungen bringen eine gute und genaue Planung des Tages mit sich. Die spontanen Treffen, die in Dalmatien und überhaupt in Südeuropa üblich sind, machen lebendigere Freundschaften möglich. Aber sie bedeuten auch Verzicht: Das Privatleben gehört der Gemeinschaft. Man kann aber dem Unbekannten auch offen begegnen, das Irritierende hat immer etwas Bereicherndes in sich, es kommt nur auf die Perspektive an. Ich habe das Glück, auf beiden Seiten leben zu können, das heißt, ich gehöre dazu und bin fremd: Das ist die Jokerkarte! Der Joker ist in mir, den kann mir niemand wegnehmen, ganz egal, wo ich mich gerade befinde.





Bodrožić, Marica: Herzkränze, Stundenland. In: Antonia Meiners (Hg.): Kluge Mädchen oder wie wir wurden, was wir nicht werden sollten, 3. Auflage, München 2007, Elisabeth Sandmann.

Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verlages

Herzkränze, Stundenland

Marica Bodrožić

Mein Herz war schon immer ein weltraumgroßes Organ. Entweder drohte es der Mutter, an ihr zugrunde zu gehen, oder sprach sich zu, an sich selbst aufzuerstehen. Weiß nicht mehr, welcher Sommer es war, aber ein Sommer war es, in dem der erste Busenansatz kam, so ein Sommer war es, und es war ein langer heißer Sommer, ein schrecklicher, denn ich wollte kein Mädchen werden.

Vor diesem Sommer gab es eine lange Kindheit. Eine einsame, bei Tanten und Leuten verbrachte, die sich Verwandtschaft nannten. Eine der Tanten hatte zwei Söhne, die andere fünf. Mit diesen Cousins spielte ich immer, im Winter, im Sommer, in den Bergen, in der Ebene der Herzegowina. Restlos überzeugt davon, die gleichen Rechte wie sie zu haben, forderte ich stets dieses oder jenes von ihnen. Eines Tages, ich muß wohl vier, fünf Jahre alt gewesen sein, schlug einer der Jungen mir eine irgendwie überaus wichtige Sache aus. Ich erinnere mich nur an einen Satz, es hieß, auf Dauer bringe es nichts mit mir, ich sei ja ein Mädchen. Weinend, und damit natürlich alle Nachteile einer Heulsuse bestätigend, ging ich zu meiner Tante und fragte sie, wann ich denn endlich ein Junge würde. Woraufhin die Tante sagte, nie, nie mein Engel, du wirst immer ein Mädchen bleiben.

Ungläubig fragte ich, ob mir denn auch in den nächsten Wochen, Monaten, Jahren denn wirklich nichts nachwachse, das mich ebenbürtig machen könnte. Und die Antwort war nicht minder erschütternd, nie, nie mein Engel, so etwas wächst dir nicht mehr, denn du bist ein Mädchen. Dann wurde ich sechs Jahre alt, und der Großvater kam auf einem Pferd, aus Dalmatien, holte mich ab, und dann begann die Schulzeit, die Zeit der Pioniere, der roten Tücher und Nelken. Mir schien der Kommunismus viel verlockender und fröhlicher zu sein als alles Katholische. In der Kirche durfte ich nicht im Chor singen, meine Stimme sei für heilige Lieder viel zu rau, sagte der Pfarrer. Mailieder rauhstimmig zu singen, das war nicht verboten, das ist doch klar, warum mir das zweite besser gefiel. Fortan, nach der ernüchternden Antwort der sonst lieben Tante, trennte mich alles von der Welt der Jungen. Und das war wirklich alles, denn in der Welt meiner ersten Jahre hatten die Jungen und die Männer das Sagen. Sie besaßen die Welt der Wörter, die Welt der Gesetze, die Welt der Freude, die Welt der Beschlüsse, die Welt der Billardtische. Sie sagten einfach, wie es geht und was das ist, was gehen soll, und dann taten sie es. Niemand fragte ein Mädchen, ob es nicht auch gerne Billard spielen möchte. Ein baumstämmiger Widerstand wuchs in mir heran, lehnte sich auf gegen alles, was das letzte Wort eines Mannes war, schließlich, später in der deutschen Provinz, jedes Wort des Vaters den Fäusten eines kleinen Feindes gegenüberstand. In allen Ferien, die ich danach als Heranwachsende und von Deutschland kommend, in Dalmatien verbrachte, erfand ich komplizierte Wörter. Bald hatte ich mir

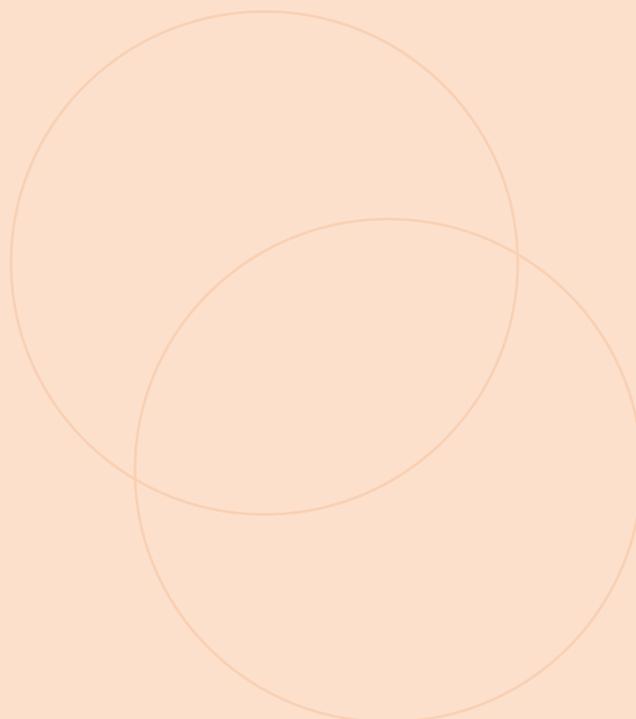
im Dorf den respektablen Ruf einer Fremdwörterkennerin erarbeitet. Dabei war ich einfach eine kleine Lügnerin, die selbst die Bedeutung der erfundenen Wörter nicht kannte. Sie lagen so in mir herum, diese Möchtegernwörter, wie Kartoffeln auf der selten fruchtbaren Erde in diesem weltabgewandten hinterdalmatinischen Karstgebiet. Die Wörter waren meine Verbündeten. Immer, auch im Elternhaus, an den langen Sonntagnachmittagen in der kleinen Zweizimmerwohnung, in der Nähe von Frankfurt; in dieser Wohnung war alles zu eng, zu gedrungen, ein altes Fachwerkhaus war es, in dem wir wohnten, und die Balken waren uralte, man stieß mit dem eigenen Gedächtnis an alle einstigen Bewohner dieses Hauses Kopf an Kopf an, wenn man seine Liebe aus dem Fenster hängte, schauend, still und wunschlos ohnehin, dachte ich jedenfalls immer. Dabei waren die Herzkränze fast ertrunken damals, an dem Übermaß der Wünsche, in einem Stundenland der Vorstellung, daß die Bücher tatsächlich Weltweiser waren, meine Weltweiser, meine Weltwinkel und Gegenden, in die ich doch einmal selbst, hoffentlich, würde verschwinden können. Aber die Mutter verlangte, daß ich eine Bankkauflehre machen sollte. Ich sollte etwas Würdevolles erlernen, sagte sie, nicht so enden wie sie, mit einem kaputten Rücken.

Nur um sie zu beruhigen, bewarb ich mich bei Banken. Zu den Aufnahmeprüfungen der Banken ging ich hin, machte bei den Tests mit Absicht viele Fehler und wurde erstaunlicherweise doch einmal tatsächlich von der Commerzbank zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen. Sofort warf ich den Brief in den Müll. Prompt fanden die Adlerraugen meiner Mutter ihn und sie fischte ihn beidhändig aus den Paprikaresten des Abfalls wieder heraus, einen großen Betrug an ihr beklagend.

Da das Lesen für mich stets die Rettung in dieser vielstimmigen, nie ruhigen Wohnung gewesen war, dachte ich, daß es klug sein könnte, irgendetwas »mit Büchern« zu machen. Nur einige Minuten weit weg von einer Ginkgo-Baumgruppe am Main, in Frankfurt-Höchst (die Leute behaupteten, Goethe habe hier schon Ginkgo-Blätter gesammelt), fand ich einen wohlwollenden Buchhändler, der mich sogleich einstellen wollte. Obwohl ich kein Abitur hatte, war man mir wohlgesonnen, ich litt sehr daran, nun doch nicht so schnell an die Universität gehen zu können. Jahre danach machte ich das Abitur auf dem Abendgymnasium nach, zog aber noch während der Lehre von zu Hause weg.

Das große Alleinsein begann. Nachts entführte ich bei Regen meine eigenen Bücher. Die Mutter hatte mir verboten, je wieder zurückzukommen. Mein Auszug war für sie der größte Verrat, die größte Leugnung ihrer Kräfte, und

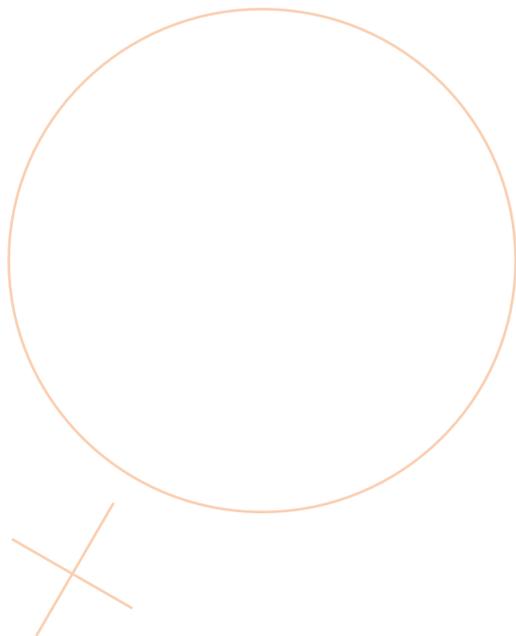
was, so sagte sie es, hatte sie nicht alles getan, um uns zu Menschen zu machen. Mein Menschsein tat weh, aber die Stadt und die Kinos waren schön; daß es Krach machte, überall, allenthalben, daß es Leute um mich gab, die mich in Ruhe ließen, die mich nicht mit ihren Blicken und Fragen verfolgten, das tat gut. Die Herzkränze ruhten sich ein bißchen aus. Aber nur ein bißchen. An Auferstehung war lange noch nicht zu denken. In die Universität ging ich klopfenden Herzens, daß der Name Goethes über ihr stand, erfüllte mich mit tiefem Stolz, mit einer lange nachhallenden, Herzklopfen verursachenden Würde. Das Leben wurde ein Land aus Stunden. Zu Fuß ging ich quer durch die Stadt. Sie wurde meine treueste Freundin. Und in ihr fing die Erinnerung an, das Schreiben auch, das Gewahrwerden des eigenen Gedächtnisses und daß ich doch in den langen Wintern, mit dem Vater, in der dalmatinischen Gastwirtschaft Billard spielte, daß ich doch, als einziges Mädchen, an der Theke der Wirtschaft saß und die bunten Flaschenetiketten ansah, wie große Versprechen aus einer fernen anderen Welt, deren Leib sich mir noch lange entziehen sollte und der doch ein Teil von mir selbst war. Die Poesie der trinkenden Männer, an der Theke so vieler Bars und Restaurants, ist lange ein Getränk für meine Herzkränze gewesen, ein Bild der Satttheit und Liebe. Dennoch mußte ich aus der Enge des Elternhauses abhauen, um dem eigenen Namen zu begegnen, weggehen in irgendeine Welt, damit es irgendeine und mit etwas Glück meine eigene geben konnte. Auf diese Art kam ich zu vielem, zu Menschen, zu Büchern, zu Sprachen, zu Städten; und ich kam zu vielen vielen neuen Adressen. Das ist deshalb der Fall, weil das Herz zwar immer weltraumgroß ist, wenn es fühlt, vor allem aber darum: weil es ein Organ der Seele ist.





Bodrožić, Marica:
 Der Windsammler. Erzählungen,
 Frankfurt am Main 2007, Suhrkamp.

Abdruck erfolgt mit freundlicher
 Genehmigung des Verlages.



Der Bote des Cerebellums

Für Ingeborg Bachmann

Der übermütige Industrielle Paul Kuppelwieser lebte in jener Zeit, in der Österreich einen Süden hatte. Beheimatet war der Herr nirgendwo sonst als in der Monarchie. Seine große Liebe galt der Stadt Pula, die damals noch zum königlichen Terrain gehörte und die er im Jahre neunzehnhundert zum ersten Mal besuchte. Nach einem Aufenthalt auf den Brijuni kaufte der Österreicher die vierzehn Inseln. Solche Leute nennt man heute Visionäre, aber daß sie folgenreiche Entscheidungen treffen müssen, wird gerne vergessen. Die Menschen denken, die Demokratie werde das schon allein besorgen, und verstehen nicht, wie frevelhaft sie sich zuallererst gegen sich selbst verhalten.

Erklärt man ihnen, daß in der Monarchie keineswegs alles schlecht war, weil man sie, durchaus verständlicherweise, irgendwann für überholt und also für abschaffungswert hielt, sind sie überrascht. Die meisten denken, alles Alte sei schlecht. Aber das ist nicht wahr. Die Inseln und das Meer sind auch alt, Istrien, das nicht Italien ist, irgendwie auch, und niemand kommt auf den Gedanken, sie der Vergessenheit anheimfallen zu lassen.

Kuppelwieser konnte ahnen, aber nicht wirklich wissen, wie sehr sein Leben in Istrien ein anderes werden würde. Von Yly mochte er später nicht mehr sprechen. Es machte ihn traurig, von ihr zu erzählen, sich daran zu erinnern, wie sie eines Tages die Inseln verlassen hat und nicht mehr aufgetaucht ist, damals, nach ihrer Entdeckung des Cerebellums. Niemand wußte, was das eigentlich war. Yly hatte Ideale und sie wollte nicht nur Ferien wie die anderen machen. Auf ihren Schultern wohnten anfangs unzählige Marienkäfer. Sie lebte für Dinge, die wichtiger sind als Tanzkleider, Schminke und buntgemalte Augen. Ihr ganzer Glaube galt dem Inneren der Zellen.

Die Archive sind voll von diesen mythischen Geschichten. Eines Tages sei sie bei Paul Kuppelwieser aufgetaucht und habe mit ihm gesprochen. Wer Yly war, läßt sich von heute aus betrachtet nicht mehr genau sagen. Viele behaupteten damals, unter ihnen Reisende wie Thomas Mann und James Joyce, das sei der Deckname einer weltberühmten Libelle.

Eine österreichische Dichterin hat Yly ihren Gedichtband *Arbor vitae* gewidmet, hat in den Stadtarchiven von Pula, in den medizinischen Fakultäten von Zagreb, Wien, Triest und Budapest nach ihren Aufsätzen geforscht. Aber nur wenig ließ sich wirklich verwenden.

Andere meinen, Frauen hätten sich zu allen Zeiten allen möglichen Firlefanz ausgedacht, damit sie auffallen und am Ende doch nur hübsch aussehen. Man glaube Yly nicht, sich nicht für Pomade und Wimperntusche interessiert zu haben. Das klingt so, als sei Yly mit irgendwelchen übernatürlichen Flügeln ausgestattet gewesen, als habe

sie das ganze weibliche Spektakel gar nicht gelebt. Das ist selbstverständlich allzu verknapp, als daß es hier eine weitere Beachtung verdiente. Natürlich sind das Sätze von Männern, die nicht ein einziges Mal versucht haben, eine richtige Frau wenigstens auf dem Papier zu erfinden. Die Geschichte von ihrer Engelsgleichheit ist reiner Unsinn. Es entspricht nicht der Wahrheit. Yly war keineswegs eine Flügelfrau. Die Geschichte mit den Marienkäfern ist wahr und schlüssig. Sie bringen Glück. Istriens Pinien sind dafür sehr brauchbare Zeuginnen. Zwei, drei Grenzen weiter ist das Glück ein Gefahrgut, und wenn man es hat, wird man verdächtigt, es jemandem gestohlen zu haben. Der Marienkäfer beschützt die Kinder und heilt die Kranken. Wenn er ihnen zufliegt, schütteln sie die Käfer nicht ab. Sie sagen, gegenüber dem Schicksal macht man sich sonst verdächtig.

Yly mochte allein schon die vielen Farben, das Rot, Orange, Schwarz, Braun, Grau, und einmal war ihr sogar ein blauer Marienkäfer zugeflogen. Sie stellen sich bei Gefahr tot, hatte sie an jenem Abend gesagt. Das war alles, was sie sagte, als sie vor Paul wie vor einer unbekanntem Welt stand. Und er sah der Käferversammlung zu, lange schaute er hin, wie auf ein fremdsprachiges System, das ihn im gleichen Maße faszinierte, wie es sich ihm entzog. Beim Fliegen schlagen sie fünfundachtzigmal in einer Sekunde die Flügel, sagte sie, hier ist ein Zweipunkt, hier ein Vierzehnpunkt, hier ein Zweiundzwanzigpunkt. Der Rest: alles Siebenpunkter. Überall schwirte es auf Ylys Schultern. Unzählige kräftige kleine Beinchen und unruhige Flügel waren auf ihrer Haut zu sehen. Die Larve des Marienkäfers häutet sich dreimal, bevor sie ihre volle Größe erreicht hat, sagte sie zu Paul, wie sie immer zu ihm alles gesagt hatte.

Er hörte ihr zu, er war der Industrielle. Sie lachte, sie war eine Forscherin, sie dachte sich eben etwas aus, irgendwie, dachte sie, muß ich ja überleben. Der Marienkäfer ist noch mit seinem Kleinhirn verbunden, er ist sein Bote, sagte Yly. Aber das war schon der Teil, der das Cerebellum im Auge hatte.

Die damaligen Menschen hatten keine Ahnung, was das sein sollte, ein Bote des Cerebellums. Die österreichische Dichterin hat es gewußt. Sie hat ihn in ihren Gedichten beschrieben. Von der Hypophyse, von der Zirbeldrüse wußten die gewöhnlichen Leute damals noch weniger, es war also nicht verwunderlich, daß das ganze Kleinhirn zu einer *terra incognita* verkommen war.

Yly hatte Paul sehr gern, aber das einzige, was sie wollte, war schlicht und ergreifend wieder Klarheit in die Welt zu bringen. Sie war überzeugt davon, im Kleinhirn das Tor zu einem inneren Archiv, die Heimstatt aller Bilder gefunden zu haben. Dahinter witterte sie DIE BIBLIOTHEK. In ihr seien alle gedachten Gedanken und alle je gesagten

Sätze der Menschen in Form von Katalogen abgelegt. In diesen Katalogen, ähnlich dem VLB, dem Verzeichnis aller lieferbaren Bücher, komme man nur per Bilderinnerung voran. Unsere hier erworbenen Lesekenntnisse seien dort vollkommen unbrauchbar. Aber ergänzten durchaus unsere Vorstellung vom Alphabet, vom Körper und von den Ohren.

Damit machte sich Yly nicht gleich Freunde. Keiner der Inselbesucher wollte in so einem fürchterlichen Bibliothekskatalog verzeichnet sein. Sie schämten sich, dachten an ihre staatlich gestützten Lügen, an ihre Amouren, ihre Heucheleyen und den einen oder anderen kleinen Betrug, den sie selbst gerne vergessen hätten.

Yly fehlten Beweise und ihr fehlten die handelsüblichen Geräte. Sie stand am Anfang ihrer Forschungen und hatte nicht vor, den Menschen angst zu machen, zumal in einem aufstrebenden Jahrhundert. Sie glaubte an Ehrlichkeit und an das beständige Hineinkommen in so etwas wie *Transparenz*. Da sie sehr bescheiden war, behauptete sie von sich, keine erzählerische Phantasie zu haben, eher schlicht und malerisch zu sein. Sie denke in Bildern, sagte sie. Auf die Wirklichkeit sah sie wie jemand, der beim Atmen keine Luft holt, sondern fortwährend einen Pinsel führt, obwohl sie selbst nie gemalt hat. Die Wissenschaft bot ihr in der Monarchie das beste Podium, vielleicht wäre sie sonst mit einer hysterischen Person verwechselt worden.

Nie hat Yly die Absicht gehegt, andere Menschen zu verschrecken oder ihnen den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Diese über sie verbreiteten Gerüchte verdanken sich einigen Mißverständnissen, die auch ihr Freund Kuppelwieser nicht aus der Welt räumen konnte.

Paul Kuppelwieser hat Yly geglaubt, und mit ihrer Hilfe hat er die tyrannische Malaria bewältigen können. Yly kannte Robert Koch, sie hatten einander beim Studium schon geschätzt und sie wußte, daß er sich in Italien aufhielt. Zu diesem Zeitpunkt hatte Koch noch nicht den Nobelpreis erhalten, aber schon damals hatte er eine Ahnung von den feinen Zusammenhängen und Abläufen innerkörperlicher Systeme.

Er wäre der ideale Inselgesprächspartner für Yly gewesen. In den neusten Werken eines weltberühmten Mythenforschers wird die Mutmaßung geäußert, Yly sei jene junge Frau, die auf der Gedenktafel auf den Brijuni-Inseln dem deutschen Bakteriologen einen Kranz umlegt. Direkt am Steinbruch, aus dem ein kühler Wind herausströmt. Im Grunde ist es Robert Koch zu verdanken, daß die Inseln zu einem mondänen Ferienort ausgebaut wurden. Hätte er nicht die Malaria bekämpft, hätte Paul Kuppelwieser seine Vorstellungskraft gar nicht ausleben und inmitten der wilden Insellandschaft moderne Hotelanlagen bauen können. Und später, ja später hat es Yly gegeben.



Bald war schon die Welt der Habsburgisch-Ungarischen Prominenz zur Kur und zum Vergnügen auf den Inseln eingetroffen, die Schroffheit der Natur gebändigt und ins Arkadische gewendet, Festsäle, das weite blaue Meer, Klippen, Badeanstalten und einiges mehr harnte hier der Zukunft entgegen.

Auch der Kaiser ließ es sich nicht nehmen, Gast auf den Brijuni zu sein. Bei einem seiner Kuraufenthalte hat sich Yly mit ihm unterhalten. Niemand von den damaligen Zeitzeugen hat ein Dokument dieses Gesprächs hinterlassen, niemand kann sagen, ob die späteren Gerüchte sich wirklicher Wahrheit oder nur der erdachten Erzählung hysterischer Umstände verdankt, zu denen die Menschen in einer Monarchie offenbar neigen.

Das hartnäckige Gerücht besagt, der Kaiser sei beim ersten Blick in Ylys Augen abhängig von ihr geworden. Das ganze Kaiserreich habe unter seiner Liebe zu diesem unbekanntem Wesen gezittert. Yly lispelte ein wenig, und der Kaiser liebte diese kleine Ungeschicklichkeit in ihrer sonst behutsamen Sprache. Sei es drum, soll er gesagt haben, für Yly höre ich auf, der Kaiser zu sein. Aber er verhielt sich noch immer durchgängig wie ein Monarch. Die junge Frau hat einen Schreck bekommen. Damals hatte sie keine Ahnung von ihrer Wirkung auf Männer im vorgerückten Alter. Sie wußte nicht, wie sie als Frau einem Kaiser widersprechen und auf welche Art sie sich ihm entziehen konnte, hatte aber, trotz seiner allzu eindeutigen Absichten, nicht vor, sich von ihm küssen zu lassen.

Der in Schwung gekommene Kaiser berief nun jeden Abend eine Tanzgesellschaft ein, von überall her kamen die prächtig Gekleideten, brachten Musiker mit, man tanzte, man amüsierte sich und irgendwann reichte es Yly. Sie hatte genug von dem Getanze und Getue und sie sagte dem Kaiser frei heraus, sie sei nichts weiter als eine junge Wissenschaftlerin, die hier ihre Arbeit machen wolle. Was ist denn Ihre Arbeit, fragte der Kaiser entsetzt. Ich forsche nach dem Cerebellum, sagte Yly und der Herrscher schwieg erst einmal ganz lange, ließ dann die auseinandergezogenen Mundwinkel wieder milde zu einem Lächeln auftrumpfen und sagte, aber warum müssen Sie um Gottes willen arbeiten.

Yly sagte, genau deshalb. Um Gottes willen. Und was ist Gott nach Ihrem Empfinden, fragte der Kaiser. Der liebe Gott ist ein guter Mensch, sagte sie. Ich kann nicht jeden Abend tanzen, während meine große Aufgabe unerledigt auf mein ganzes Wesen drückt. Ich bin Forscherin, wiederholte sie nun voller Aufregung, denn der Kaiser rührte sich nicht. Die Musik war weiterhin zu hören. Der Kaiser dachte auch gar nicht daran, die Veranstaltung abubrechen. Alle hatten bemerkt, daß etwas nicht stimmte, und sahen ungeniert zu Yly und dem Kaiser, der nun mit strenger Miene

in die Ferne schaute, als habe seine eigene Tochter ihm eine Ohrfeige gegeben, als überlege er jetzt, mit was für einer großen Ewigkeit er ihr seine innerste Kühle zu zeigen vorhatte. Aus unerfindlichen Gründen klatschten die Leute in diesem Augenblick, wieder mußte jemand Bedeutendes den Saal betreten haben.

Yly blieb vor dem Kaiser stehen, schmiß die schicken Handschuhe auf den Boden, zog das Kleid von der Erde hinauf zu ihren spitzen Knien, und ihre schlanken Waden leuchteten mitten hinein ins verbissene Schweigen des Kaisers. Mein Cerebellum lasse ich nicht wegen Ihnen stehen, schrie sie ihn an, damit er endlich ein Wort sagte und sie sich entfernen konnte.

Bleiben Sie, Ihr Cerebellum ist doch gar nicht so wichtig, sagte er, Sie wollen doch nicht ernsthaft, zumal mitten in so einem schönen Sommer, auf die Ewigkeit einwirken. Sie wandte sich von ihm ab, um den Tanzsaal zu verlassen. Eigentlich wußte sie überhaupt nicht, wohin sie gehen wollte. Immer war sie weggegangen, und auf den Brijuni währte sie sich endlich angekommen. Bei diesen Menschen hatte sie bleiben wollen, sie beherrschte die Sprachen der Monarchie, fließend konnte sie sich in Ungarisch, Deutsch, Kroatisch, Rumänisch, Tschechisch und Rutänisch unterhalten. Und Italienisch verstand sie auch. Nur wenn die Hymne »Gott erhalte den Kaiser« in allen sieben Sprachen gesungen wurde, hielt sie sich mit ihren Sprachkenntnissen zurück.

Jeder wußte, was Ylys Weggehen für Paul Kuppelwieser bedeutete. Es war zweifelhaft, ob der Kaiser je wieder auf die Brijuni kommen würde. Draußen schaute Yly auf das nachtblaue Meer hinaus. Der gleiche Gott, der den Kaiser erhielt, war auch für das Cerebellum zuständig. War es wirklich der gleiche, fragte sie sich. Paul kam zu ihr, setzte sich auf die Kaimauer und schwieg. *U cerebellumu je sakrivena tajna života*, flüsterte sie. Im Cerebellum ist das Geheimnis des Lebens enthalten, und ich will herausfinden, wohin uns das führt.

Paul hat keinem erzählt, was er dann von Yly erfahren hat. Später hat er den Inselgästen, die nach ihr gefragt haben, immer den einen Satz gesagt:

Yly ist ein Mensch, der aus seiner Zeit gefallen ist.

Sie selbst hat ihm den genauen Vorgang an jenem Abend erklärt, sie selbst hat von sich behauptet, ein solcher Mensch zu sein. James Joyce, der sich in Istrien niedergelassen hatte, bezweifelt das in einem seiner bisher unveröffentlichten Manuskripte entschieden. Er war ein guter Beobachter und ging davon aus, sie habe, wie jeder andere Mensch, in ihrer eigenen Zeit gelebt. Einen anderen Ort als die Erde gibt es nicht für uns, nicht für die Art, wie wir leben und leben müssen.

Yly hat das Kreuz als Anschauungsmaterial genommen, hat Paul zu einer Pinie gezogen, in deren Krone das Licht der Sterne funkelte, als sei nicht der Himmel, sondern der Baum die Quelle ihrer Kraft. Auf den Sand hat sie ein Kreuz gemalt. Die Waagrechte, sagte sie, ist die Zeit, in der wir Menschen uns verstricken, *noch* verstricken, wiederholte sie, bis das Cerebellum wieder aktiv geworden ist. Und dann wird es eine Zeit geben, ein ganz neues Jahrhundert, in dem die Kriege aufhören und wir merken werden, daß wir alle sonst im Auftrag der Monarchie, des Staates, der Völker ausgeführten Verbrechen an uns selbst ausführen, und eines Tages werden wir das vor uns selbst, von Angesicht zu Angesicht zugeben müssen, daß wir töten können, ohne einen Auftrag zu haben, ohne einer Armee zu dienen, ohne einen Marschbefehl in der Hand zu halten. Wir werden dann zwar immer noch auf der Waagrechten beheimatet sein, aber wir werden die Waagrechte kontrollieren, verstehst du, nicht die Waagrechte uns. Im Cerebellum ist die Waagrechte aufgehoben. Das Kreuz ist abgeschafft. In unserem Kleinhirn existiert keine Kirche, da gibt es kein Kruzifix, das uns ans Leiden bindet. Es gibt nur einen Funken. Einen Lebenspunkt. Dieser Punkt ist bei genauer Betrachtung im wesentlichen ein Kreis, der ein gleichschenkliges Kreuz beherbergt. In ihm ist die Zahl Vier enthalten, die Zahl und alles, was es mit dieser Zahl gibt, in unserer Welt, die in dieser zukünftigen Zukunft nicht nur an uns gemessen wird, auch die Marienkäfer sind beteiligt, die Korallen, die blühenden Kastanien, die Algen. Es gibt längst keine Notstandsgesetze mehr, das Cerebellum hat sie vornehmlich auf der Ebene des Wissens überwunden. Die Erfahrung ist nur noch eine Art Transportmittel in das Innere dieses Punktes.

Gut, daß der Kaiser nicht genauer nachgefragt hat, dachte Paul, als Yly ihren letzten Satz gesagt hatte. Sie sah ihn unvermittelt an, die Gedanken werden im Kleinhirn sofort in Bilder, in Pixel und Ränder verwandelt, sagte sie, als habe sie Paul genau gehört. Es herrscht bei jedem logischen Impuls eine Verschiebung der Information, sagte sie, die an die hintere Schädelgrube weitergeleitet wird. Es gibt einen Aufpasser, hinten im Schädel, genannt *Tenorium cerebelli*, er hält das Großhirn von der Arbeit ab, es soll keine Manipulation mehr geben. Zwischen den beiden Hemisphären befindet sich der *Falx cerebelli*. Sie hielt inne, sagte, das ist aber alles nicht so wichtig wie die Tatsache, daß im Sagittalschnitt durch das Kleinhirn starke Einfaltungen erkennbar sind. In Istrien sind die Linien zusammengekommen, intradimensionale Wirbel, Koper, Strunjan, Piran und Motovun sind einem solchen Wirbel angeschlossen. Wenn man einen Strich durch die Orte zöge, käme dabei ein Stern heraus von der Gestalt einer Schneeflocke.



Woher weißt du das alles, fragte Paul. Hast du denn schon einmal ein Kleinhirn zerschnitten? Das spielt keine Rolle, sagte Yly, die Einfaltungen sind wegen ihrer typischen Strukturen *Arbor vitae* genannt worden. Deutlich zu sehen ist diese Gliederung in Rinde und Mark. Der Baum des Lebens, verstehst du, sagte sie, und Paul verstand nicht. Yly hat ein Buch über das Kleinhirn geschrieben. Hundertfünfzig Jahre danach hat ein anderer Forscher für die Weiterentwicklung ihrer Theorie den Nobelpreis erhalten. Er hat Yly namentlich erwähnt, und daß eigentlich sie diesen Preis verdient hätte, lebte sie noch, er hätte ihn gerne mit ihr geteilt.

Es hatte nicht gereicht, sich die Kleinhirnrinde, das Kleinhirnmund und die Kleinhirnerne einfach nur vorzustellen. Es stimmt, Yly hatte wirklich keine Beweise. Aber sie hat die Grundmauern gelegt, für kommende Bildmenschen, jene, die nach ihrem Modell gearbeitet und herausgefunden haben, daß die Kleinhirnrinde nicht nur aus grauer Substanz besteht, sich in drei Schichten gliedert, die aus der Körner-, Purkinje-, und der Molekularschicht bestehen. Ihre Erben, Menschen mit Realitätsfremdheit, so nannte man sie eine Weile, sind auf die vielen Kleinhirnerne gestoßen und haben mit ihren Forschungen präzisiert, daß wir ohne sie nicht leben können, daß wir wissen müssen, aus welcher Ecke der Zelle wir gesteuert werden, wie die Synapsen arbeiten und was geschieht, wenn sie es nicht tun, wenn sie nicht wissen, daß wir einen *nucleus dentatus* haben, einen *nucleus emboliformis*, *nucleus globosus*, *nucleus fastigii*. Die anderen, die das alles ernstgenommen haben, sind im Kleinhirnmund auf Nervenfasern gestoßen und haben Assoziationsfasern, Kommissurenfasern und Projektionsfasern gefunden.

Die österreichische Dichterin hat in den fünfziger Jahren Ylys Idee des *arbor vitae* aufgegriffen und dem Kleinhirn ein Büchlein von großer sprachlicher Dichte gewidmet. Nichts gehe verloren, auch das Nichts nicht, stand dem Werk als einer von zwei Leitsprüchen voran. Es war ein Zitat von Yly und war von der Dichterin aus einem der vielen Notizbücher entnommen worden, die in der Exilbibliothek von Wien einsehbar waren. Das zweite Motto stammte von Thomas Mann, der eigentlich der Dichterin fremd war, aber hier eine bewegende Nähe zu Yly herstellte, die es ihr wert war, in ihrem »Baum des Lebens« Erwähnung zu finden:

»Das Wunderkind kommt herein; – im Saale wird's still. Es wird still, und dann beginnen die Leute zu klatschen, weil irgendwo seitwärts ein geborener Herrscher und Herdenführer zuerst in die Hände geschlagen hat. Sie haben noch nichts gehört, aber sie klatschen Beifall; denn ein gewaltiger Reklameapparat hat dem Wunderkinde vorgearbeitet.«

Die Dichterin konnte nicht wissen, was an jenem Abend am Strand der Inseln, unter dem behütenden Auge der Stadt Pula geschehen war.

Yly hatte emphatisch ihre Ideen formuliert und Paul sah, wie das Feuer aus ihren Augen heraussprang, bei jedem Wort, ein neues, noch größeres Feuer. Aber er verstand nicht alles, er verstand schon gar nicht, warum Yly den Kaiser beleidigen mußte, nur weil sie ihr Cerebellum finden wollte. Es genügte doch, daß sie in keiner Sprache die Hymne singen wollte. Ihr Cerebellum! Dafür mußte sie doch nicht andere vor den Kopf stoßen. Nervös malte er mit dem rechten Fuß immer wieder ein Kreuz, dessen senkrechte Linie in einen Kreis übergang. Und auch den Kreis malte er mit dem Fuß zu Ende. Yly sah es, er malte bereits das, was sie vor sich gesehen hatte, das Symbol, und in ihren Augen war das der Beweis dafür, daß allein das Reden über das Kleinhirn schon seine Möglichkeiten größer werden ließ.

Sie hatten Schritte gehört. Als sie sich umdrehten, stand der Kaiser vor ihnen. Paul sprang nervös zur Seite, verwischte aber vorher noch das Muster im Sand. Der Kaiser sah sie beide an, sagte nichts, nickte, sah auf das Meer hinaus und sagte dann doch etwas. Es ist Ihnen also ernst damit, und ich muß annehmen, daß auch ich so ein Cerebellum in mir trage. Paul sagt, Yly habe genickt.

Der Kaiser bot ihr eine Forschungsreise an. Aber Yly wollte nicht weg. Sie wollte gerade nicht mehr weg, das Cerebellum ließ sich nicht in der Ferne finden. Mit einem Mal klatschte es laut im Tanzsaal, die Musik wurde lauter, wieder klatschten die Menschen. Yly sah auf das Meer hinaus. Das Klatschen nahm kein Ende. Am nächsten Tag war Yly nicht mehr auf der Insel. Paul Kuppelwieser hat an seinen Plänen zum Straßenbau gearbeitet, er hatte vor, Istrien mit Dalmatien durch eine modern ausgebaute Landstraße zu verbinden, und die Idee eines Wasserversorgungssystems hatte ihn in Beschlag genommen.

Die österreichische Dichterin ist mehrfach auf die Brijuni-Inseln gereist, hat sich lange in Pula aufgehalten und hat die Archive der Stadt nach Spuren von Yly durchforstet. Die Hinweise waren spärlich, aber eine Biographie hatte Yly natürlich schon. Das Weinen des Windes in der sinnentleerten Arena hatte wohl auch Yly schon gehört, damals, als die Leute, der römischen Geschichte zum Trotz, ihre Baugerätschaften, ihren Beton und ihre Maschinen dort abgestellt hatten.

Die Dichterin ging einmal um die Arena herum. Der weiße Stein strahlte in der Mittagssonne auf sie ab, auf ihr weißes Kleid, ihre zehenfremen Sandalen und die hellrosa lackierten Nägel. Auf einem Spielplatz sah sie die drei Töchter ihrer Wirtschafterin. Alle hatten sie eine Streich-

holzsachtel in der Hand. In den Schachteln hatten sie Marienkäfer gesammelt. Wenn die Mädchen die Schachtel öffneten, versuchten die Käfer wegzufiegen. Ein Köpfchen folgte dem nächsten, und erst als eines der Mädchen von der Kopftortur abließ und die Marienkäfer hinausfliegen konnten, taten die anderen es ihr nach.

Ihre roten Bäuche hielten sich erst unsicher, dann ganz gerade in der Luft. Jene Richtung, in die sie entflohen waren, erkoren die Mädchen sich als die Richtung der Liebe, der eigenen Zukunft, in der sie einmal Frauen sein würden, mit sehnsüchtigen Augen, einem eigenen Kind, das eine eigene Marienkäferschachtel in der Hand hält und bereit ist für die Zukunft, für eine neue Richtung der Liebe.

Aber die Dichterin hat Yly nicht finden können. Die Arbeit an ihrem Buch war beendet. Sie dachte an das Wunderkind aus Thomas Manns Erzählung. Noch immer klatschten in ihrer Vorstellung die Menschen für das Wunderkind. Der Applaus ist stark und aufhellend schnell er nach oben. Den Leuten im Publikum geht ein starker Schauer durch die Wirbelsäulen. Es ist die Zeit der Erben. Die Alchemisten haben ihre Arbeit getan. Die Alchemisten sind am Ostersonntag gestorben. Die Bibliothek, die Yly im Kleinhirn vermutet hatte, gibt es wirklich. Keiner hat sie je betreten. Die österreichische Dichterin stand kurz vor der Eingangstüre zur Bibliothek, hatte auch schon die Klinke des offiziellen Haupttores in der Hand, als jemand schrie, im Vestibül sei Feuer ausgebrochen. Das Rubinrot wurde hungrig, es verbreitete sich schnell. Für den Weg zurück hätte es genug Zeit gegeben, aber die Dichterin ist nicht weggerannt, sie ist dageblieben, ganz und gar, sie hat vor dem Tor auf das Feuer gewartet.

Die Luft roch schon bald nach Verbranntem, sie stellte sich vor, daß die Asche aller Erstaussgaben so riecht, die den Flammen zum Opfer fallen. Erst als sie begriffen hatte, daß sie selbst gar nicht verbrennen wollte, daß sie aus Fleisch und Blut war, daß sie einem ihr auferlegten fremden Willen gehorcht hatte, fing sie an zu überlegen, wie sie zum großen Tor gekommen war.

Sie sah sich um, der Flur war lang, links und rechts und am äußersten Ende bestand er aus verglasten Türen. Es wurde heiß. Sie rannte jetzt blind um ihr Leben. Die ewige Stadt wartete draußen in der Welt auf sie, der Himmel war blau. Und eine einfache Sitzbank genug. Trost. Im Cerebellum ist es heiß, sagte sie laut, krepelte ihre Ärmel bis zum Ellbogen hinauf, trank Wasser vom nahen Brunnen, ließ sich das Wasser über den Kopf laufen, nahm noch einen großen Schluck für unterwegs. Und ging erst zum Tor. Dann zur Klinke. Dann zur Bibliothek. Dann zu dem Regal mit den Erstaussgaben. Dann zu Yly, zum Feuer zurück.

Mit fachkundiger Begleitung den Einstieg in Ausbildung oder Beruf finden.



Mädchen und junge Frauen aus Familien mit Zuwanderungsgeschichte haben trotz häufig guter Schulabschlüsse nicht automatisch einen guten Zugang zu Ausbildungsplätzen, die ihren Fähigkeiten und Interessen entsprechen. Ihre Potenziale, ihre interkulturellen und bilingualen Kompetenzen werden von den Ausbildungsbetrieben oftmals unterschätzt. Hinzu kommt nicht selten mangelhafte Information über mögliche Ausbildungsgänge. Im Rahmen des Mentoringprojekts „Neue Wege in den Beruf“ haben junge Frauen mit Zuwanderungsgeschichte ein Jahr lang Gelegenheit, mit erfahrenen weiblichen Berufstätigen ihre Berufswünsche und -chancen fundiert zu beraten. Das Projekt wird in verschiedenen Ruhrgebietsstädten durch das Zentrum Frau in Beruf und Technik in Kooperation mit den Regionalen Arbeitsstellen zur Förderung von Kindern und Jugendlichen aus Zuwandererfamilien (RAA) durchgeführt.

Ursula Pfennig führte im Auftrag des Frauenministeriums ein Interview mit der Projektleiterin Dr. Claudia Windfuhr.

Ursula Pfennig: Welche Ziele verfolgt das Mentoring-Programm „Neue Wege in den Beruf“?

Dr. Claudia Windfuhr: Wir unterstützen leistungsstarke junge Frauen mit Zuwanderungsgeschichte, einen ihren Fähigkeiten entsprechenden Einstieg in eine Ausbildung oder das Berufsleben zu finden. Durch Mentoring und Begleitveranstaltungen werden den jungen Frauen Erfahrungen zum deutschen Arbeitsmarkt und Netzwerkkontakte zugänglich gemacht, die häufig in Zuwanderungsfamilien nicht so ausgeprägt sind wie in alteingesessenen deutschen Familien.

Ursula Pfennig: Wodurch unterscheidet sich das Projekt von anderen Angeboten zur Berufsbildung?

Dr. Claudia Windfuhr: Erstmals wurden leistungsstarke Mädchen mit Migrationshintergrund gefördert. Auch diese jungen Frauen sollen erfahren können: Leistung lohnt sich. Durch die Mischung aus vertraulicher Beziehung und berufsorientierter Beratung können Fragen einbezogen werden, die die Berufswahl zwar entscheidend beeinflussen, aber bei einer punktuellen Berufsberatung nie in dieser Intensität behandelt werden können. Das sind zum Beispiel Fragen zur Familienplanung oder persönliche Konflikte. Die Mentorin ist die einzige, die nah genug an das Mädchen herankommt, um solche Probleme zu besprechen.

Ursula Pfennig: Welche Erfolge haben Sie in der Pilotphase erzielen können?

Dr. Claudia Windfuhr: Wir haben über 100 Mädchen betreut, von denen etwa 90 das Projekt erfolgreich abgeschlossen haben. Viele Mädchen haben durch die Unterstützung der Mentorin einen Ausbildungsplatz gefunden. Andere haben sich in der Schule verbessert. Viele der jungen Frauen konnten am Ende des Mentorings sehr

Dr. Claudia Windfuhr, Projektleiterin „Neue Wege in den Beruf“, eines Mentoring-Programms für junge Frauen mit Zuwanderungsgeschichte.



NEUE WEGE
IN DEN BERUF

viel präziser einschätzen, was sie können und wohin sie beruflich wollen. Einige haben sich klar dafür entschieden, dass sie studieren möchten. Alle berichten, dass sie sich selbstsicherer fühlen.

Ursula Pfennig: Warum ist eine fachkundliche Begleitung zur Unterstützung von Mentorinnen und Mentees notwendig?

Dr. Claudia Windfuhr: Den Mentorinnen gibt das Begleitprogramm die Sicherheit, sich eine solche Aufgabe auch zuzutrauen. Zudem haben wir festgestellt, dass das Wissen über den anderen Kulturkreis sowohl bei den Mentorinnen als auch den Mentees zum Teil wenig ausgeprägt ist. Durch das interkulturelle Training und den Austausch wächst das Verständnis füreinander. Darüber hinaus bietet das Rahmenprogramm ganz konkrete Hilfen für Probleme bei der Zusammenarbeit im Tandem. Für die Mentees ist ein wichtiger Punkt, sich mit den anderen Mädchen über berufliche Pläne auszutauschen. Sie bekommen darüber hinaus konkrete Tipps zur Bewerbung.

Ursula Pfennig: Inwiefern kann das Projekt auch einen Beitrag zur gesamtgesellschaftlichen Integration leisten?

Dr. Claudia Windfuhr: Durch das Projekt sind persönliche Beziehungen zwischen Frauen entstanden, die sich sonst wahrscheinlich nie kennengelernt hätten, weil jede in ihrer eigenen Welt geblieben wäre. Mentorinnen und Mentees konnten so auch „dumme Fragen“ klären, wozu man sonst selten Gelegenheit hat. Viele Mentorinnen haben uns mitgeteilt, dass sie durch die interkulturellen Trainings sehr viel sensibler für das Thema Integration geworden sind und in der öffentlichen Diskussion reales Wissen und Erfahrungen den vorgefassten Meinungen gegenüberstellen können. Manche haben auch gesagt, dass sie heute Diskriminierungen erkannt haben, zum Beispiel in der Schule,

die sie nicht vermutet hätten. Die Mentees sind sich in den interkulturellen Trainings auch bewusst geworden, welche Vorteile ihr Migrationshintergrund mit sich bringt.

Ursula Pfennig: Welchen Beitrag leistet das Mentoring für die Gleichstellung von Frauen und Männern?

Dr. Claudia Windfuhr: Für die Mädchen ist es schon hilfreich, dass in Person ihrer Mentorin eine Vertrauensperson existiert, die ihnen zum Beispiel die Vereinbarkeit von Familie und Beruf vorlebt. Oder dass da eine Frau ist, die bewusst einen gut bezahlten Beruf ausübt, um Abhängigkeiten zu vermeiden. Durch die Rahmenveranstaltungen bleiben solche Themen nicht in der Mentoring-Beziehung, sondern ziehen weitere Kreise.

Neue Wege in den Beruf – Mentoring für junge Frauen mit Zuwanderungsgeschichte

Projektträger:	Zentrum Frau in Beruf & Technik, Castrop-Rauxel
Kooperationspartner:	Regionale Arbeitsstellen zur Förderung von Kindern und Jugendlichen aus Zuwandererfamilien (RAA) und Westdeutscher Handwerkskammertag (WHKT)
Standorte:	Bochum, Bottrop, Castrop-Rauxel, Dortmund, Duisburg, Gelsenkirchen, Gladbeck, Herne und Oberhausen. Weitere Standorte in Planung
Vorgehensweise:	Mentoring mit Rahmenprogramm
Projektlaufzeit:	1.1.2007 - 30.9.2008. Fortführung geplant bis 2011
Förderung:	MGFFI aus Mitteln des EU-Fonds für Regionale Entwicklung

Den Horizont erweitern und Freundschaften knüpfen



Wenn Daniela Kampmann von Bewerbungen, Praktika und Traumberufen redet, könnte man meinen, sie selbst stehe an der Schwelle zum Eintritt ins Berufsleben. Dabei sitzt die 27-Jährige beim BP-Konzern fest im Sattel. In der Bochumer Zentrale der Deutschen BP AG sorgt sie mit ihren Kollegen innerhalb der BP Refining & Petrochemicals GmbH dafür, dass den deutschen Beteiligungs-Raffinerien nicht die Rohstoffe zur Herstellung von Kraftstoffen ausgehen. Doch mit ihrer Mentee Ilham Sultana erlebt die Diplom-Betriebswirtin den Aufbruch in die berufliche Zukunft noch einmal hautnah mit.

Daniela Kampmanns eigener Start ins Berufsleben verlief nicht ohne Brüche. Nach dem Abitur wollte sie zunächst Journalistin werden und absolvierte ein Praktikum bei RTL. Da sie jedoch keinen Studienplatz an der Universität bekam, hat sie eine Ausbildung zur Veranstaltungskauffrau begonnen. Todunglücklich in ihrem Ausbildungsbetrieb, brach sie diese nach drei Monaten ab und suchte in ganz Deutschland nach einer neuen Stelle. Schließlich vermittelte ihr eine Beraterin der Agentur für Arbeit ein Vorstellungsgespräch bei BP. Dort ermunterte man sie zu einem dualen Studium der Betriebswirtschaftslehre, das sie schließlich erfolgreich abschloss. „Genau das Richtige für mich“, sagt sie heute. „Ich mag es, unter Zeitdruck zu organisieren, das Unmögliche möglich zu machen.“

Das Mentoring-Programm „Neue Wege in den Beruf“ wurde Daniela Kampmann von einer Vorgesetzten empfohlen. Zusammen mit zwei Kolleginnen nahm sie an dem vom MGFFI geförderten Pilotprojekt teil. BP unterstützt das Projekt auch finanziell: Für jede ehrenamtlich geleistete Stunde spendet der Konzern eine festgelegte Summe. Ilham Sultana besuchte die 12. Klasse einer Gesamtschule in Castrop-Rauxel, als sie im Rahmen des Mentoring-Programms zum ersten Mal mit Daniela Kampmann zusammentraf. „Nach einer halben Stunde war die erste

Schüchternheit überwunden, und wir konnten bereits sehr vertraulich reden“, erzählt Daniela Kampmann. Im Verlauf des Schuljahrs trafen sich die beiden Frauen etwa einmal im Monat, meistens bei Daniela Kampmann zuhause in Lünen.

Da Ilham Sultana aus Castrop-Rauxel anreisen musste, nahm sich die Mentorin häufig einen halben Tag Zeit für die Schülerin – mehr als im Programm eigentlich vorgesehen. „Auch mir hat der Umgang mit Ilham viel Spaß gemacht“, begründet Daniela Kampmann ihr Engagement. „Es war schön zu sehen, wie die junge Frau sich in dem Jahr entwickelt hat. Ich hatte das Gefühl, etwas wirklich Sinnvolles zu tun. Zudem empfinde ich es als Bereicherung, meinen eigenen Horizont zu erweitern und Einblicke in das Leben einer marokkanischen Familie und ihre Kultur in Deutschland zu bekommen.“

„Es war schön zu sehen, wie die junge Frau sich in dem Jahr entwickelt hat. Ich hatte das Gefühl, etwas wirklich Sinnvolles zu tun.“

Ilham Sultana hatte zu Beginn der Mentoring-Beziehung einen klaren Berufswunsch: Sie wollte die erste marokkanische Hebamme in ihrer Familie werden. „Das hat mir gefallen“, sagt Daniela Kampmann. „Ilham wollte einen Weg gehen, den zuvor noch niemand mit ihrem Hintergrund geschafft hat.“ Gegenüber ihrer Mentorin traute sich Ilham Sultana zum ersten Mal, diesen Wunsch klar zu formulieren. Denn die Hürden erschienen ihr bis dahin unüberwindlich: Die Konkurrenz um die Plätze auf Hebammenschulen ist groß, viele von ihnen werden von kirchlichen Trägern geleitet, und als bekennende Muslima rechnete sich Ilham Sultana wenig Chancen aus.

Daniela Kampmann begleitete als Mentorin im Projekt „Neue Wege in den Beruf“ eine junge Frau aus einer marokkanischen Familie beim Start ins Berufsleben.

Daniela Kampmann vermittelte den Kontakt zu einer alten Schulfreundin, die als selbstständige Hebamme arbeitet. Ilham Soultana traf die Hebamme zum Gespräch und begleitete sie einige Tage in ihrem Beruf, um sich Insiderwissen zu verschaffen. Zusammen mit Daniela Kampmann formulierte die Schülerin das Jahresziel: ein Praktikum am Ende der 12. Klasse. Doch würde man sie auch mit Kopftuch akzeptieren? „Das Kopftuch gehört zu Ilham wie zu mir meine Perlenkette“, sagt Daniela Kampmann. „Sie trägt es aus Überzeugung und ich verstehe, dass sie es nicht ablegen möchte.“ Daniela Kampmann sah es pragmatisch. „Bewerbe dich, und wenn du zum Vorstellungsgespräch eingeladen wirst, wirst du sehen, ob sie dich nehmen“, riet sie der jungen Frau.

Doch zunächst musste sie ihre Mentee ermutigen, mit ihren Eltern zu sprechen, denn die wussten noch nichts Konkretes von ihrem Berufswunsch. Die reagierten verständnisvoller als die junge Frau erwartet hatte. Ihre Eltern sicherten ihre volle Unterstützung bei allen Entscheidungen zu, die ihre Tochter treffen musste, wie zum Beispiel bei einem eventuell notwendigen Umzug in eine andere Stadt und damit weg von ihrem Zuhause.

Dank ihrer guten Schulnoten und einer mit Hilfe von Daniela Kampmann professionell gestalteten Bewerbung ergatterte die Schülerin einen der begehrten Praktikumsplätze in der Wöchnerinnenstation eines städtischen Krankenhauses – und stellte nach kurzer Zeit fest, dass der Beruf der Hebamme vielleicht doch nicht das Richtige für sie sei. Sie hielt das Praktikum durch, zog nun aber verstärkt andere Berufswege in Erwägung. So informierte sie sich auch über Möglichkeiten, nach dem Vorbild ihrer Mentorin ein duales Studium zu beginnen. Daniela Kampmann rechnet sich gute Chancen für sie aus: „Ilham spricht fünf Sprachen, Arabisch, Berberisch und Deutsch

sind ihre Muttersprachen. Kulturelle und sprachliche Vielfalt wird von den Unternehmen gesucht!“

Die Mentoring-Beziehung war mit Beginn des Praktikums offiziell beendet, doch die beiden Frauen stehen immer noch im Kontakt. „Zwischen uns ist eine Freundschaft entstanden“, sagt Daniela Kampmann und erzählt, dass ihr ihre Mentee noch vor kurzem ein schönes Kompliment gemacht hat. „Wenn ich dich nicht hätte, wüsste ich gar nicht, mit wem ich über diese Dinge reden sollte“, habe sie gesagt. Daniela Kampmann ihrerseits freut sich darüber, dass sie und ihr Freund von der Familie Soultana zu einem marokkanischen Essen im Kreis der Großfamilie eingeladen wurden.

Impressum

Herausgeber
Ministerium für Generationen, Familie, Frauen
und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen
Referat Kommunikation
Horionplatz 1, 40213 Düsseldorf
Telefon 0211 8618 50
info@mgffi.nrw.de
www.mgffi.nrw.de

Ansprechpartnerin
Erika Voß

Telefon 0211 8618 3217
erika.voss@mgffi.nrw.de

Gestaltung
cmh werbeagentur, Ahlen

Fotos
Hans-Jürgen Bauer, Sepp Spiegl, Ursula Pfennig,
Marko Lipus, Fotos aus dem Film „Aufgeben gilt
nicht! Vier Frauen, vier Länder, vier Karrieren.“
von Ulrike Brincker

Titel
RevierA GmbH

Druck
Verlag und Druckkontor Kamp GmbH

© 2008/MGFFI 1074

Die Druckfassung kann bestellt werden
im Internet: www.mgffi.nrw.de/publikationen
telefonisch: 01803-100110 C@II-NRW (9 Cent/Min.*)
*aus dem Festnetz der
Deutschen Telekom AG

Bitte die Veröffentlichungsnummer 1074 angeben.

Diese Druckschrift wird im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit der Landesregierung Nordrhein-Westfalen herausgegeben. Sie darf weder von Parteien noch von Wahlwerberinnen und -werbern oder Wahlhelferinnen und -helfern während eines Wahlkampfes zum Zwecke der Wahlwerbung verwendet werden. Dies gilt für Landtags-, Bundestags- und Kommunalwahlen sowie auch für die Wahl der Mitglieder des Europäischen Parlaments.

Missbräuchlich ist insbesondere die Verteilung auf Wahlveranstaltungen, an Informationsständen der Parteien sowie das Einlegen, Aufdrucken oder Aufkleben parteipolitischer Informationen oder Werbemittel. Untersagt ist gleichfalls die Weitergabe an Dritte zum Zwecke der Wahlwerbung.

Eine Verwendung dieser Druckschrift durch Parteien oder sie unterstützende Organisationen ausschließlich zur Unterrichtung ihrer eigenen Mitglieder bleibt hiervon unberührt. Unabhängig davon, wann, auf welchem Wege und in welcher Anzahl diese Schrift der Empfängerin oder dem Empfänger zugegangen ist, darf sie auch ohne zeitlichen Bezug zu einer bevorstehenden Wahl nicht in einer Weise verwendet werden, die als Parteinahme der Landesregierung zu Gunsten einzelner politischer Gruppen verstanden werden könnte.

M

Ministerium für Generationen,
Familie, Frauen und Integration
des Landes Nordrhein-Westfalen

G

Horionplatz 1, 40213 Düsseldorf

Telefon 0211 8618 50

info@mgffi.nrw.de

F

www.mgffi.nrw.de

F

I

